

Günther's

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Herausgegeben

unter

Betheiligung der ersten Schriftsteller Deutschlands.

XXIX. Jahrgang 17. Band.

Lebensrätusel.

Novellen

von

Karl Frenzel.

Erster Band.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1874.

Neue Romane aus dem Verlag
von
Ernst Julius Günther in Leipzig.

(In jeder guten Leihbibliothek zu haben.)

- Graf Ulrich Baudissin**, Der Lebensretter. Humoristischer Roman. 3 Bde. Preis Thlr. 2.
- Graf Ulrich Baudissin**, In engen Kreisen. Roman. 4 Bde. Preis Thlr. 3. 15.
- August Becker**, Das Thurmkätherlein. Roman aus dem Elßaß. 4 Bde. Preis Thlr. 4.
- M. G. Braddon**, Die Lovells auf Arden. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Preis Thlr. 3. 15.
- Edward Bulwer**, Kenelm Chillingly. Autorisirte Ausgabe 3 Bde. Preis Thlr. 5.
- Edward Bulwer**, Das Geschlecht der Zukunft. Aus dem Englischen. 1 Band. Preis Thlr. 1.
- Robert Byr**, Nomaden. 5 Bde. Preis Thlr. 4.
- Robert Byr**, Graf. Zwei Erzählungen. 4 Bde. Preis Thlr. 3. 15
Inhalt: Trümmer. Zwei Tage aus einem Menschenleben. 2 Bde.
Der Luman von Panawang. 2 Bde.
- Christinen's Mißgriff**. Von d. Verf. v. „John Halifax“. 2 Bde. Preis Thlr. 1.
- Wilkie Collins**, Mann und Weib. Autorisirte Ausgabe. 6 Bde. Preis Thlr. 4 20.
- Wilkie Collins**, Fräulein oder Frau? Autorisirte Ausgabe. 1 Bd. Preis 25 Ngr.
- Wilkie Collins**, Armadale. 6 Bde. Autorisirte Ausgabe. Preis Thlr. 4.
- Wilkie Collins**, Ein tiefes Geheimniß. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Preis Thlr. 2.
- Wilkie Collins**, Die Blinde. (Poor Miss Finch.) Autorisirte Ausgabe. 4 Bände. Preis Thlr. 4.
- Wilkie Collins**, Die Frau in Weiß. Autorisirte Ausgabe. Dritte Aufl. 4 Bde. Preis Thlr. 1.
- G. Cressieux**, Die Kunststreiterin. 3 Bde. Thlr. 2. 15.
- Mrs. Edwardes**, Stephan Lawrence. Aus dem Englischen von Sophie Verena. 4 Bde. Preis Thlr. 4.

Günther's

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Herausgegeben

unter

Betheiligung der ersten Schriftsteller Deutschlands.

XXIX. Jahrgang. 17. Band



Leipzig,
Ernst Julius Günther.

1874.

Lebensrätusel.

Novellen

von

Karl Frenzel.

Erster Band.



Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1874.

RBR
Jantz
#1194
C. 2
Bd. 1

Lucretia's Becher.



Digitized by the Internet Archive
in 2014

Erstes Kapitel.

„Welch' eine Langeweile ist es doch, reich zu sein! Welch' ein Glend ist ein großes Vermögen! Ich wollte, ich wäre eines armen Mannes Sohn und ein Geiger geworden!“

Dies war seit einem halben Jahre die beständige Klage, mit der Herr Karl Strupp, Inhaber des bedeutenden, altbewährten und hochansehnlichen Handlungshauses Strupp und Comp. sich zu seinem Tagewerk erhob. Bald sprach er sie laut aus, bald summtete sie ihm nur im Ohre nach. Denn im Grunde, was sollte er mit dem Tage beginnen? Wider seinen Willen hatte ihn der strenge, unerbittliche Vater in die kaufmännische Laufbahn hineingezwungen. Mit dem alten Herrn Strupp war nie zu spaßen gewesen, und Karl hatte auch niemals daran gedacht, sich anders als

„heimlich“ zu widersetzen. Im Stillen grollte er über die Härte des Vaters, sein verfehltes Leben und sein zerrissenes Herz. Im Uebrigen war er eine zu lässige, nachgiebige, gutmüthige Natur, um sich nicht zu fügen. Welche Kämpfe würde es nicht gekostet haben, gegen den Willen des Vaters den eigenen durchzusetzen! Den Versuch zu wagen, ein Musiker zu werden, wo jener wollte, daß man das Geschäft erlernen solle — statt der Geige die italienische Buchführung! Wie viel Sorgen, welcher Streit, welche Hindernisse — und zuletzt die gute Mutter! hatte sich Karl gesagt, den Kopf in die Hand gestützt und war jeden Morgen in das Comptoir gegangen. Er hatte geschrieben, gerechnet, die Börse besucht, war als Freiwilliger zwei Jahre in einem englischen, ein Jahr in einem französischen, ein viertes in einem New-Yorker Wechselhause gewesen, ein gehorsamer Sohn, und war bei alledem der schlechteste Kaufmann und ein müßiger Träumer geblieben. Das hatte ihm vor sechs Monaten, bei dem Tode seines Vaters, der „Compagnon“ des Hauses, Herr Moriz Meyer, gesagt und Karl ihm die Hand geschüttelt: „Einverstanden, Herr Meyer! Meine“ — er kam eben aus New-York und hatte noch die amerikanische Sprechweise — „daß Sie das Geschäft ohne mich um so besser führen werden.“

So geschah es. Des Anstandes halber und weil dabei doch eine Stunde verlief, erschien Karl Strupp an jedem Vormittage mit dem Glockenschlag elf Uhr in den Geschäftszimmern des Hauses, unterschrieb, was ihm Herr Moriz Meyer vorlegte und redete mit ihm und mit den älteren Beamten. Da er ein leutseliger, freundlicher, junger Mann war, von mäßiger Begabung, aber weltgewandt durch die großen Reisen, die er gemacht, die Kenntniß vieler Menschen und Verhältnisse, die er sich erworben, zweifelte Niemand in diesem Kreise auch an seiner kaufmännischen Klugheit und Tüchtigkeit. Er ließ die Dinge gehen, wie das Schicksal und Herr Moriz Meyer es wollten. Mit sechsundzwanzig Jahren war er äußerlich so reich und frei, als er es nur wünschen konnte. In seinem Innern fühlte er sich gerade so gedrückt und unbehaglich, wie er es als Knabe, als Jüngling gewesen. Wenn er in einer Abendstunde auf seiner Geige melancholische Weisen gespielt, seufzte er: „Ich wäre der König der Geiger geworden!“ und war glücklich. Nur einen Augenblick — es war ihm, als hörte er hinter sich seinen amerikanischen Prinzipal, den alten Morse, sagen: „Kalkulire, daß Sie ein Narr sind, Mr. Strupp!“ — Ja, wäre er nur ein ganzer Narr gewesen! Allein auch dazu fehlte dem guten Karl die Willenskraft und

die Leidenschaft. Von dem Vater wollten die Leute wissen, daß er in jüngeren Jahren die ganze Gewalt und das Verderbliche großer Leidenschaften an sich selbst erfahren; was bei ihm gestanden, hatte er darum gethan, sie in seinem Sohne zu unterdrücken. Der Zufall war ihm zur Hilfe gekommen; Karl blieb das einzige Kind der Ehe. Er wurde ein verwöhntes Mutter söh'nchen, dabei in ewiger Angst vor dem strengen, eisernen Vater. Wie der Knabe Launen, hatte der Jüngling Neigungen, allein keiner gab er sich maßlos und unbändig hin. Ueber seinem Dichten und Trachten lag es nun einmal wie ein Schleier der Dämmerung. Von übertriebenen Wünschen hielt ihn sein Verstand, von Regellosigkeit die Kühle seiner Sinne zurück; es war nicht seine Tugend oder sein Verdienst, es war seine Art. Was ihn am meisten quälte und bekümmerte, war die Unthätigkeit und Nutzlosigkeit seines Lebens. Er fand keine Arbeit, die ihn ausgefüllt hätte. Zuweilen fiel es ihm ein, sich bei der Verwaltung der Gemeinde, am politischen Leben zu betheiligen; aber in der großen Hauptstadt boten sich ihm nicht so leicht, wie er es wünschte, die Gelegenheiten dazu. Alles bedurfte der Vorbereitung und inmitten dieser Vorbereitungen schwanden ihm Wunsch und Ziel wieder aus den Augen.

Eben war er heute, nach Abhaltung seiner Geschäftsstunde, in seinem kleinen eleganten Wagen, den er selbst fuhr, nach seiner Privatwohnung zurückgekehrt und lag träumerisch auf dem Sopha, als ihm sehr unerwartet und unwillkommen der Besuch einer Dame gemeldet wurde.

„Gräfin Leontine Lindenburg,“ las er auf der Karte, die ihm sein Diener überreichte.

„Lindenburg... hm! Führe sie in den Empfangsalon. Ich käme gleich... wäre noch überhäuft... mit Geschäften.“

Er wollte aber nur Zeit gewinnen, seines Verdrußes und seiner Befangenheit Herr zu werden. „Hermann's Mutter!“ sprach er vor sich hin. „Was will die bei mir? Sie soll eine böse adelsstolze Frau sein.. Und kommt zu mir? Sie wird doch nicht wegen ihres Sohnes Schulden Erkundigungen bei mir einziehen wollen? Das wäre! Die jämmerliche Summe!“

Damit war er hinüber gegangen.

Eine Dame im Anfang der fünfziger Jahre, eine stattliche, würdevolle Erscheinung mit grauen Locken, starren, nicht unschönen Zügen, mit kalten Augen, im schweren schwarzen Sammtkleid stand Leontine vor ihm. Nach den ersten Begrüßungen begann sie mit klarer Stimme, in selbstbewußter Ueberlegenheit --

Karl merkte sogleich, daß er ihr gegenüber die zweite Geige spielen würde —

„Ich komme, Herr Strupp, in einer wichtigen, in einer eigenthümlichen Angelegenheit zu Ihnen. Es gibt Umstände, in denen man zu einem Bankier, wie zu einem Advokaten oder zu einem Arzt unbedingtes Vertrauen haben muß.“

„Ja wohl, gnädige Frau,“ antwortete Karl zerstreut umherblickend, er fürchtete sich vor ihren Augen.

„Ihr Herr Vater stand mit meinem Bruder in beständigem Geschäftsverkehr — in einem Verkehr, den man beinahe Freundschaft, innigste Freundschaft nennen konnte. Ich wenigstens bin überzeugt, daß mein Bruder auch nicht das geringste Geheimniß vor Ihrem Vater hatte.“

„Sehr möglich,“ erwiderte Karl. Er hatte nicht einmal eine Ahnung von dem angedeuteten Verhältnisse. „Aber mein Vater ist vor einem halben Jahre gestorben.“

„Mein Bruder ist ihm vorangegangen.“ Der junge Mann hielt es für angemessen, durch eine Bewegung sein verspätetes Beileid auszudrücken. „Sie kannten den Freiherrn von Ruhdorf?“

„Nicht persönlich.“ Wohl klang ihm der Name bekannt, aber er vermochte denselben nicht mit einer

bestimmten Persönlichkeit in Verbindung zu bringen; nur dies war ihm gewiß, daß er ihn niemals aus dem Munde seines Vaters vernommen, und er wollte schon der Gräfin bemerklich machen, daß sie sich, was auch immer ihr Anliegen sei, bei ihm nicht an den Rechten gewandt habe, aber sie ließ ihm in ihrem Eifer gar nicht das Wort.

„Mein Bruder,“ sagte sie hastig, „starb plötzlich. Am Abend war ich noch mit ihm zusammen gewesen; in der Nacht verschied er am Schlagfluß. Unerpöblich, nicht er noch einer aus der Familie hatte ein solches jähes Ende befürchtet. Ein Testament war nicht vorhanden.“

Eine Pause entstand. „Ihr Herr Bruder war nicht verheirathet?“ fragte absichtslos Karl.

„Nie. Ich war seine nächste, beinahe seine einzige Anverwandte. Wie es bei einem solchen Schreckensfalle nicht anders sein konnte, waren die Papiere meines Bruders in Unordnung. Ich suchte umsonst nach Aufklärungen, die mir nothwendig waren. Die Briefe Ihres Herrn Vaters, die mir erst längere Zeit nach dem Tode meines Bruders in die Hände fielen, erweckten in mir die Hoffnung, daß er mich vielleicht...“

„Aber er ist todt,“ unterbrach sie Karl. „Handelt es sich, wie ich beinahe vermuthen muß, um ein Geld-

geschäfts, so wird sich unser Haus beeilen, Ihnen, Frau Gräfin, über unsern Verkehr mit dem Freiherrn von Ruhdorf jede wünschenswerthe Auskunft zu geben.“ Er hatte kurz und scharf gesprochen, in dem Auftreten und Wesen der Gräfin war etwas, das ihn verletzte.

So leicht indessen ließ sich diese nicht erschüttern. „Freilich, Herr Strupp, das Geld spielt mit. Ich vermute — doch ist es ebenso möglich, daß ich mich irre — mein Bruder habe kurz vor seinem Tode eine nicht unbedeutende Geldsumme bei Ihrem Herrn Vater niedergelegt.“

„Bei meinem Vater!“

„Für — für eine Dame; und meine Bitte an Sie geht einfach dahin, ob Sie, ob Ihr Haus diese Dame, ihren Wohnort kennt, ob Sie jene Summe schon...“

„Frau Gräfin,“ brachte Karl mühsam heraus — der Zorn über die Zumuthung dieser vornehmen Dame, die beinahe ohne jede Einleitung einen Vertrauensbruch von ihm forderte, drohte überzuwallen — „ich kenne jene Dame nicht einmal dem Namen nach. Mein Vater hat von all' diesen Dingen nicht zu mir gesprochen. Nach Ihren eigenen Worten, Frau Gräfin, muß ich annehmen, daß es sich, wenn die Geschichte nicht

auf einem Irrthum Ihrerseits beruht, um einen Akt der Freundschaft handelte, nicht um ein Geschäft. Von Thaten der Freundschaft aber ist man nicht verpflichtet, Rechenschaft zu geben.“

„Ich muß Ihnen in einem sehr seltsamen Lichte erscheinen,“ sagte Leontine darauf und prüfte ihn mit ihrem schärfsten Blick, „daß Sie mir eine solche Antwort geben. Wäre ich mir einer unlauteren Absicht bewußt, würde ich so frei mit Ihnen reden, mein Herr? Begreifen Sie doch, daß nur die zwingendsten Gründe mich zu diesem Schritte treiben konnten. Ich muß jene Dame wieder auffinden.“

„Muß?“ entschlüpfte es Karls Lippen. Das Abenteuer fing an, seine Neugierde zu spannen.

„Ja, muß! Denn mein Sohn ist wie ein Tollkopf, wie ein Verzauberter in sie verliebt —“

„Ah!“

„Und ich will diese Liebe nicht dulden!“ Nun hatten ihre grauen Augen den unheimlichsten Blick. „Nicht dulden!“ wiederholte sie und schlug mit der flachen rechten Hand in die linke.

„Aber wenn jene Dame die Neigung Ihres Herrn Sohnes theilt?“ Karl stand schon im Geiste auf Seiten des unglücklichen Liebespaares und dachte sich in die edle uneigennützige Rolle eines Beschützers hinein.

„Ich hoffe, daß sie zu verständig ist, die Liebe eines jungen Thoren zu erwidern. In jedem Falle muß ich ihren Aufenthalt erkunden, muß sie sprechen. Das war es, was mich zu Ihnen führte, mein geängstigtcs sorgenvolles Mutterherz. Ich wollte Ihre Hilfe, Ihre Vermittelung bei jener Dame in Anspruch nehmen. Da Sie indeß behaupten, sie nicht zu kennen . . .“

„Wie ich Ihnen vorhin sagte, Frau Gräfin, ist mir der Anfang wie das Ende dieser Geschichte gleich unbekannt. Ich weiß nichts von der Freundschaft meines Vaters mit dem Freiherrn von Ruhdorf, weiß nichts von einer in seinem Namen bei uns niedergelegten Summe. Darüber wird indessen mein Compagnon Auskunft geben können.“

Die Gräfin war aufgestanden und musterte ihn noch einmal. Sollte sie noch einen Versuch machen, ihm das Geheimniß zu entlocken? Sie war überzeugt, daß er sie nur mit leerer Ausflucht hinhalte; aber wenn er so schlau und verschlagen war, vielleicht hatte sie sich dann selbst schon zu tief in das Spiel sehen lassen. Eine gegenseitige steife Verneigung.

„Gottlob, da fährt der Wagen fort!“ rief Karl, der an das Fenster getreten war, gleichsam um sich die Gewißheit zu verschaffen, daß der lästige Besuch

das Haus in der That verlassen. „Ich beneide Hermann um diese Mutter nicht! Was kümmert mich die leidige Familiengeschichte!“

Dennoch hatte sie einen so starken Eindruck auf ihn ausgeübt, daß er in den Nachmittagsstunden zum allgemeinen, lang anhaltenden Erstaunen aller Beamten und Diener des Hauses im Comptoir erschien, zum zweiten Mal an Einem Tage. Herr Moriz Meyer hätte beinahe die Feder aus der Hand fallen lassen und den eben angefangenen Brief verdorben. In Worten, denen der ruhige Geschäftsmann leicht die Erregung des jungen Mannes anmerkte, verständigte ihn Karl von der Ursache seines Kommens. Ueber die „Freundschaft“ zwischen dem Freiherrn von Ruhdorf und dem alten Herrn Strupp schüttelte Moriz Meyer den Kopf und meinte: „Geschäftsverbindungen — nichts weiter!“ Desto besseren Bescheid wußte er hinsichtlich jener Summe zu geben. Vor nunmehr zwei Jahren hatte Ruhdorf persönlich im Bureau des Hauses ein wohlversiegeltes Packet niedergelegt, das angeblich zwanzigtausend Thaler in $4\frac{1}{2}$ prozentigen Staatspapieren enthielt. Es befand sich noch im Verschluß der Kasse; der erste Buchhalter zeigte es Karl. Das Siegel, fünffach wiederholt, zeigte das Wappen der Ruhdorfs: im viereckigen durch einen Querbalken ge-

theilten Schild links eine Raute, rechts einen Löwen, das Ganze von einem Helm gekrönt. Die Aufschrift war, wie Herr Moriz Meyer sagte, von des Freiherrn eigener Hand und lautete: Eigenthum von Gabriele Osten, dem Bankhause Strupp und Comp. anvertraut am 15. October 1867. Von Heinrich von Ruhdorf. Angeheftet war ein Papier, auf das der alte Herr Strupp geschrieben: Nach Wunsch und Willen des Herrn von Ruhdorf nur der obengenannten Gabriele Osten persönlich auszuliefern, die sich — falls der erst Unterzeichnete, der sie sehr genau kennt, nicht mehr am Leben sein sollte — in gerichtlich unanfechtbarer Weise zu legitimiren hat. Aufzubewahren zunächst vier Jahre; dann — auf Kosten der Besitzerin — einen Aufruf an sie in den öffentlichen Blättern zu erlassen; denselben mehrfach zu wiederholen; mit Abschluß des fünften Jahres das Packet uneröffnet dem Gericht zuzustellen. Unterzeichnet waren: Strupp, Moriz Meyer, der Prokurist und der Kassirer; endlich der Freiherr und der Rechtsbeistand des Hauses.

„In schönster Ordnung,“ sagte Herr Moriz Meyer und ließ das Packet wieder an seinen Ort bringen. „Schreiben Sie Ihrer Gräfin, lieber Strupp, daß die Summe noch nicht angerührt worden. Lindenburg, sagten Sie? Hat wohl einen Sohn oder Mann . . .“

liefen schlimme Gerüchte über ihn an der Börse herum!

Als ob es sich um seine Schulden und Wechsel gehandelt, so roth und verlegen wurde Karl. Kaum daß er noch Herrn Moriz Meyer den Dank für seine Bemühung ausgesprochen — dann eilte er aus dem Comptoir. Auf und ab, ohne Zweck und Absicht, ging er die breite Straße, welche mit vierfachen Reihen von Lindenbäumen besetzt, von einem stattlichen Thore zu dem Königsschlosse führend, eine Art Weltruf genießt, ganz versunken in die abenteuerliche Geschichte, die um ihn zu spielen begann. Um ihn, den Unschuldigen, den Unbetheiligten, der das Dunkle und Geheimnißvolle immer gemieden hatte und dem bis auf den heutigen Tag, gleichsam als hätte die wohlwollende Natur ihn vor einer solchen für ihn unerträglichen Last bewahren wollen, nichts Außerordentliches geschehen war. „Ein wahrer Unglückstag“, seufzte er still in sich hinein, nach einigen vergeblichen Versuchen, sich diese Gabriele, die Gräfin, die Schenkung des alten Ruhdorf und die bedenklichen Wechselschulden Hermann's mit einem kühnen Zuge aus dem Gedächtniß zu schlagen. Umsonst — sie blieben. Gabriele, Ruhdorf — was war nur das? Diese leeren Namen gewannen Form und Gestalt, verschwimmende, unklare — aber doch ... Eine Erinnerung dämmerte in ihm

auf. Im September 1867, in den Räumen der Pariser Weltausstellung hatte er einen halben Tag lang mit einem älteren Herrn und einer jüngeren Dame — er hatte nicht herausfinden können, ob sie seine Gattin, seine Tochter oder was sonst gewesen — in angenehmer Weise zugebracht. Er hatte die Beiden umhergeführt; da sie deutsch mit einander gesprochen, hatte er sie gleich als Landsleute erkannt, sie hatten zusammen gespeist und sich darauf Lebewohl gesagt. Ob sie ihre Karten gewechselt? Wohl möglich; aber er hatte es vergessen. Am nächsten Tage hatte er ein schwieriges Geschäft abzuwickeln gehabt, eine Woche später war er nach London, einen Monat darauf nach New-York abgereist. Da kümmere sich einer um eine flüchtige Bekanntschaft! Denn auffällig war an dem Herrn wie an der Dame nichts gewesen. Nichts? Sie war eine blendende Erscheinung gewesen, eine regelmäßige Schönheit . . . aber kalt, sagte sich Karl, eiskalt und langweilig. Und der leichtsinnige, wilde, phantastische Hermann sollte sich in ein solches Mädchen verliebt haben? Eigen war es doch, oder wiederholte sich hier das Sprüchwort: stille Wasser sind tief? Das Einfachste war, er ging zu Hermann und ließ sich reinen Wein einschenken. Von dem Besuch der Gräfin brauchte er nichts zu sagen und kein Vertrauen zu verletzen.

Darüber war der Abend herabgesunken, ein feuchter Octoberabend mit niedergehenden grauen Nebeln. Die Laternen wurden angezündet, im hellsten Glanz strahlten die weiten Schaufenster prächtiger Läden. Stärker als zu anderen Tageszeiten wälzten sich zu dieser Stunde die Menschenwellen die Straße hinauf und hinab. Langsam wandelte Karl seinem Ziele zu; im adeligen Kasino durfte er hoffen, so kurz vor dem Beginn der Theatervorstellungen den jungen Dragoneroffizier am sichersten zu finden. An einem Juwelierladen mußte er vorüber; wie immer drängte sich auch heute eine Anzahl Schaulustiger vor den Fenstern, um die ausgestellten Kostbarkeiten halb mit neugierigen, halb mit neidischen oder begehrliehen Blicken zu mustern. Auch Karl blieb eine Weile stehen, weniger um die Schmucksachen zu betrachten, als um mit sich selbst über den Schritt ins Reine zu kommen, den er bei Hermann unternehmen wollte. Unter den Armspangen und Perlenketten, den Ohrgehängen, Ringen und Nadeln waren auch ältere Kunstwerke der Goldschmiedekunst, einige silberne Schüsseln mit Relieffiguren, ein silberner Becher mit eigenthümlich fein und sauber herausgearbeiteten Gestalten — die Hochzeit zu Kana darstellend — wie es Karl schien, ein kleines Meisterstück der italienischen Renaissance aus dem Ausgang des

fünfzehnten Jahrhunderts — zur Schau gebracht. Der junge Kaufherr hatte eine Vorliebe für solche Arbeiten, er besaß eine kleine, aber erlesene Sammlung derselben und galt im Kreise seiner Bekannten für einen großen Kunstkenner. Nichts war natürlicher, als daß der Becher ihm ins Auge stach und die Begierde des Sammlers erweckte. Aufmerksam betrachtete er ihn und überlegte in Gedanken den Kauffchilling, den ihm der Juwelier dafür abfordern würde, theilnahmslos gegen seine Umgebung. Plötzlich streifte etwas seine Schulter, es war ein Frauenschleier, den der Wind bewegte. Dicht neben ihm stand eine Frauengestalt in dunkler Kleidung, das Gesicht beinahe an die Spiegelscheiben gedrückt, die Augen gerade wie er auf den Becher gerichtet. Indeß, das mochte eine Täuschung seiner Phantasie sein. Aber indem er sich zur Seite wandte, um die Thüre des Ladens zu erreichen — er war nun schon entschlossen, den Becher um jeden Preis zu erstehen — kehrte sie das Antlitz ihm zu. Das blendende Licht der Lampen, die außerhalb des Schau- fensters angebracht waren, um die darin befindlichen Gegenstände desto heller zu beleuchten, traf ihre bleichen, krankhaften, aber in ihren Linien schönen Züge. Beide starrten sich an; Karl sie mit offenem Munde, wie eine Wundererscheinung; sie ihn mit einem unbe-

schreiblichen Ausdruck, in dem zugleich Frage, Freude und Erschrecken lag. Eben wollte er eine Anrede stammeln, ein „Verzeihen Sie, mein Fräulein!“ oder dergleichen, da war sie von ihm fortgedrängt worden; einer der im Laden beschäftigten Diener, der den reichen Bankier Karl Strupp erkannt, hatte ihm die Thüre geöffnet. In Karl's Seele kämpften zwei Triebe; der eine hielt ihn fest, um die Gelegenheit zum Kauf des Bechers zu benutzen, den vielleicht schon morgen ein Anderer im Besitz nahm; dagegen rief eine Stimme in ihm: Lasse dies schwarzgekleidete Mädchen dir nicht wieder entschwinden, eile ihr nach, sprich sie an. Er wäre nicht Karl Strupp gewesen, wenn nicht zuletzt die Trägheit und das Gefühl des Gewissen gegenüber dem Ungewissen und Abenteuerlichen, das ihn mit sich fortzureißen drohte, gesiegt hätten. Er blieb im Laden, länger, als er ursprünglich gewollt, ungeduldig und zerstreut und sich immer von Neuem aufhaltend. So viel Kaufmann war er bei alledem, um den Juwelier seine Begierde nach dem Becher nicht schon auf der Schwelle merken zu lassen. Erst nach dem Ankauf einiger Kleinigkeiten kam er auf denselben zu sprechen; nach seiner Ansicht erhielt er das seltene, kostbare Kunstwerk für einen mäßigen Preis.

„Sind Sie schon längere Zeit im Besitz dieser Ar-

beit?" fragte er scheinbar gleichgiltig während der Verhandlung.

„Doch, seit zwei oder drei Monaten, Einiges mußte daran ausgebessert werden.“ Der Juwelier wies auf die Arabeskenverzierung um das Hautrelief hin... „Ihr feiner Blick, Herr Strupp, wird hier gleich die nachhelfende Hand des modernen Künstlers erkannt haben.“

„Ja, ja!“ nickte Karl mit Kennermiene und that, als vertiefe er sich ganz in Betrachtung des zierlichen vergoldeten Laubwerks. „Woher haben Sie den Becher? Aus Italien mitgebracht?“

„Nein,“ antwortete der Händler und stockte eine kleine Weile; ohne Zweifel suchte er nach einer Ausflucht und wollte seine Kundschaft nicht verrathen. „Ich habe den Becher unter anderen Antiquitäten in einem Juwelierladen in der Provinz gefunden; in einem Schlosse der Umgegend war eine Auktion gewesen.“

„So, so,“ meinte Karl und schloß den Handel ab.

Den Becher besaß er nun wohl, als er den Laden verließ, aber das Mädchen war verschwunden. Das Mädchen? Er war einmal der Ueberzeugung, daß jene Fremde weder verheirathet noch verwittwet sei. Nach

allen Seiten schaute er sich um, als müsse sie ihn an derselben Stelle erwarten, wo sie vorhin gestanden. Aber nur gleichgiltige Gesichter blickten ihn an, keine Spur mehr von ihr. In dem unaufhörlich fluthenden Menschenstrom war sie, ein Atom, ebenso plötzlich verloren, wie aufgetaucht. Doch nicht auf immer, gelobte er sich und empfand einen leisen Schauer, wenn er dem empfangenen Eindruck nachsann. Im ersten Augenblick, wo sie einander angeschaut, war es ihm gewesen, als hätte er dies Antlitz schon gesehen, damals, im Palast der Pariser Weltausstellung . . . o Thorheit über Thorheit! sollte es Gabriele sein? Jene Gabriele Osten, für die das Haus Strupp und Comp. zwanzigtausend Thaler . . . Mein Freund, unterbrach hier Karl den eigenen Gedankengang, du hast das Fieber. Du verirrst dich in Spekulationen, die eines anständigen und gesetzten Kaufmanns unwürdig sind. Gehe unter Menschen, gucke in das gelangweilte und langweilende Angesicht der Welt und du wirst deinen Verstand wieder finden.

Eine Folge dieser Betrachtung war, daß er, ohne sich aufzuhalten, das adelige Kasino aufsuchte. Hier wenigstens werde ich vor Phantasiegebilden sicher sein, dachte er, in den Lesesaal tretend. Heute wie morgen und morgen wie heute, das ewige Einerlei, gleichfö-

mig, gleichmäßig und höchst vernünftig, das ist das Grundübel und die Grundwahrheit dieser Welt.

Raum hatte er sich, nach einem flüchtigen Gruß gegen den einsamen Leser, der mit ihm den Raum theilte, in einen Lehnstuhl am Fenster geworfen und in mechanischer Gewohnheit den Kurszettel der Abendzeitung überflogen, so stürmte es mit hastigen, kräftigen, sporenklirrenden Schritten in das Zimmer. Es war Graf Hermann Lindenburg, ein schlanker Dragoneroffizier, dem die blaue kleidsame Uniform mit gelben Aufschlägen vortrefflich stand. Hochgewachsen, mit blondem Vollbart, mit blizenden blauen Augen, mit kräftigen, edel geschnittenen Zügen, denen nur ein zu starker sinnlicher Ausdruck aufgeprägt war, erschien er in Allem als der Gegensatz zu dem schwächtigen, feingegliederten, braunäugigen Freunde, der in seinem ganzen Wesen etwas durchaus Friedliches und im Gesicht das Träumerische eines echten Musikers hatte. Beide schüttelten sich die Hand; seit Karl Strupp wieder in seiner Vaterstadt lebte, kannten sie sich. Aus einer Begegnung im Theater war eine Art Freundschaft erwachsen, die für den Lieutenant auf einer realen Grundlage, der Börse des Freundes, beruhte, für Karl dagegen einen idealen Schimmer bewahrte. Hermann Lindenburg erschien ihm als das Vorbild

eines deutschen ritterlichen Gentleman; der Graf hatte sich rühmlich in der Schlacht bei Königgrätz geschlagen, über seine rechte Wange hin lief eine schöne Narbe. Karl beneidete alle Menschen, denen das Schicksal es vergönnt, an großen Dingen handelnd theilzunehmen. In seinem Freunde sah er gleichsam ein lebendiges Stück Geschichte.

„Ich komme eben von Ihnen her, lieber Strupp,“ sagte Hermann. Karl lachte, weil er den Grund dieser Eile und Aufmerksamkeit zu ahnen glaubte. Wieder in Noth? schien sein Lächeln zu fragen und zugleich anzudeuten, daß er seinerseits auch wieder der Helfer in der Noth sein werde. „Nun ja,“ redete der Andere weiter, „ich verstehe Sie. Das Geld wird immer seltener bei mir, allein davon, wenn es Ihnen recht ist, ein andermal.“

„Nach Belieben — im Uebrigen . . .“

„Ich kann auf Sie rechnen,“ drückte ihm der Offizier die Hand. „Sie sind mehr als ein Bruder gegen mich. Wollen Sie auch wie ein Bruder wahr zu mir sein?“

„Seltsame Frage!“

„Meine Mutter war heute in Ihrem Hause — keine Ausflüchte, ich weiß es, weiß auch warum?“

„Nun, was wollen Sie denn von mir?“

„Sie haben mich so oft Ihrer Freundschaft versichert — was sagten Sie meiner Mutter? Kennen Sie Gabrielens Aufenthalt?“

In Kürze konnte Karl ihm nur dieselbe Antwort ertheilen, die er am Morgen der Gräfin gegeben, und hinzufügen, daß jenes vielbesprochene Depositum noch unberührt und unantastbar in dem Kassaschrank von Strupp und Comp. läge.

Ueber diese Eröffnung schien Hermann auf das Höchste verwundert; stellte er sich nur so unwissend, oder war er es in der That?

„Gabriele hat ein Vermögen,“ rief er...

„Die kleine Summe,“ unterbrach ihn Karl.

„Klein für Sie, aber für ein armes, in die Welt hinausgestoßenes Mädchen...“

„Arm? Aber sie hat das Geld ja nicht erhoben.“

Hermann stützte den Kopf in beide Hände. „Und daß meine Mutter gerade jetzt Sie aufsuchte, sie muß doch eine Spur von ihr entdeckt haben, sie hier in der Stadt vermuthen!“

In der Stadt! Wieder wie vorhin an der Thüre jenes Juwelierladens durchschauerte es Karl, aber er hielt an sich und verrieth sein Geheimniß nicht. „Ihre Frau Mutter haßt das Fräulein?“

„Sehr; ja bis zum Tode!“

„Aber doch nur aus Liebe zu Ihnen.“

„Hat sie Ihnen das gesagt?“

„Ich hab' es errathen; sie will Ihre Verbindung mit jener Dame nicht dulden; in ihrem Zorn ist ihr jedes Mittel gerecht und willkommen, ein so unheilvolles Ereigniß zu hindern.“

„Unheilvoll!“ rief Hermann, vergessend wo er war, aus und fuhr sich durch das Haar. „Sie sprechen das richtige Wort aus. Es ist eine Tollheit, sie hat es mir angethan! Liebestränke sind ein Unsinn, nicht wahr? Mittelalterlicher Köhlerglaube . . .“

Karl sah den Freund bedenklich von der Seite an — Liebestränke! In der Poesie ließ Karl sie gelten, in Märchen und Opern mochten sie nach Gefallen wirken, aber in der Wirklichkeit des neunzehnten Jahrhunderts! Und bei einem jungen Reiteroffizier, der trotz seiner „tollen Liebe“ zu einer unbekanntem Gabriele noch Verhältnisse mit leider nur zu bekannten Tänzerinnen unterhielt . . .

Der Wein spricht aus ihm, sagte Karl zu sich selbst, wie zur Entschuldigung des Andern.

„Sie lachen mich aus“, sprudelte Hermann, „Sie sind drüben jenseit des Wassers ein Yankee geworden, nehmen Sie es mir nicht übel, lieber Strupp, ein Yankee mit Fischblut! Aus demselben Becher tranken

Tristan und Isolde . . . Hätten Sie den Becher gesehen . . .“

„Welchen Becher?“ fuhr nun seinerseits Karl auf. War es ein Dämon oder war er es selbst, der den vor einer halben Stunde gekauften Silberbecher mit den wilden Reden des Freundes in einen abenteuerlichen Zusammenhang brachte?

„Ein Wunderbecher . . . Nein, im Ernst, lieber Strupp! Das wäre etwas für Sie gewesen. Ein echtes Stück italienischer Renaissance. Irgendwo in Italien hatte ihn mein Oheim erstanden.“

„Ihr Oheim? In Italien!“ Wie hilflos, rathlos blickte Karl umher und rückte ungeduldig auf seinem Stuhl.

„Ja doch! Mein Oheim liebte solche Antiquitäten, wie Sie! Und dieser Becher: Lucretia Borgia hat aus ihm getrunken . . . Denken Sie nur, Lucretia! Er trägt am Fuß das Wappen der Borgias und die Jahreszahl 1501.“

„Lucretia's Becher!“ Dem guten Karl sträubten sich alle Haare auf seinem Haupt.

„Aus diesem Becher hat mir Gabriele zugetrunken. Verstehen, ahnen Sie nun, Mann mit dem ledernen Yankee-Herzen? Genug, genug! Ich habe Ihr Wort — Sie wissen nichts von Gabrielen?“

„Nein, nein!“ brachte Karl mühsam hervor, das Athmen wurde ihm schwer, als läge eine ungeheure Last auf ihm. Es drängte ihn hinaus ins Freie, dort hoffte er des Alldrucks ledig zu werden.

„Aber Sie werden mir beistehen, Sie werden einen Liebenden, Ihren Freund nicht verlassen“, redete Hermann eifrig weiter. „Sie dürfen nicht! Sie, mit Ihrem Verstande, Ihrer Ruhe“ — beinahe hätte er das verrätherische, „Mit Ihrem Gelde!“ sich entschlüpfen lassen — „Sie sind der geborene Beschützer der Liebenden, Sie werden mir Gabriele suchen helfen . . .“

„Ja, ja!“ murmelte der Andere, der keinen Wunsch hatte, als von ihm loszukommen und allein zu sein, allein mit seinen Gedanken und den wechselnden Bildern unendlicher Möglichkeiten.

„Doch, was schwaze ich“, fuhr Hermann sich vor die Stirne schlagend fort, „habe ich das Wichtigste nicht vergessen! Ich bin Ihnen die Erzählung schuldig wie dies Alles kam; Sie müssen in das Geheimniß dieser Liebe eingeweiht sein, um . . .“

Endlich hatte sich Karl ermannt; noch ein Geheimniß! An dem, was er gehört, hatte er für den heutigen Abend genug. „Ein andermal“, bat er. „Schon

ein Viertel über die siebente Stunde . . . Ich darf eine wichtige Conferenz nicht versäumen."

„Sie mahnen mich zur rechten Zeit“, entgegnete auch Hermann, „das neue Ballet . . .“

„Hat schon begonnen“, meinte Karl. „Also auf Wiedersehen!“

„Sie schenken mir in den nächsten Tagen ein Plauderstündchen, nicht wahr, in der Dämmerung?“

„Ja wohl, ja wohl!“

„Arm in Arm mit Dir . . . Gabriele für immer!“ so stürmte der Offizier aus dem Saale, schüttelte auf der Schwelle des Hauses dem Freunde noch einmal die Hand, warf sich in einen leeren, langsam vorüberfahrenden Wagen . . . dahin war er im Nebel . . .

„Und das nennt sich Liebe!“ grübelte der Kaufherr. „Liebe, Leidenschaft — und sieht verächtlich auf die Geldmenschen herab, die Convenienzheirathen schließen!“ — Freilich, was hatte er sich darum zu kümmern, daß der schöne ritterliche Graf für Gabriele schwärmte und einer Tänzerin nachlief? Ja noch mehr, was war Gabriele für ihn? — Ein Schatten.

Allein dieser Schatten fing an, ihn zu verfolgen, zu beunruhigen. Seit wenigen Stunden hatte sich ein unheimliches Netz um ihn gesponnen, aus den unscheinbarsten und einfachsten Vorfällen des Alltagslebens —

ein Netz, dessen fest verschlungene Maschen ihm schon unzerreißbar dünkten. Und mit ihm zugleich war jene Gabriele darin gefangen. Durfte er noch daran zweifeln, daß es ihr Auge gewesen, das vorhin brennend an dem Becher gehaftet? Dem Becher, der ihr nur zu vertraut war, aus dem sie wie oft getrunken haben mochte . . . Liebe und Eifersucht, Rache und Tod, Zaubertränke . . . Lucretia Borgia's Becher . . . Hier wurde der Träumende von einem Vorübergehenden, an den er angerannt war, so heftig zurückgestoßen, daß die Prosa der Straße und die Empfindung der Wirklichkeit ihn aus dem Abgrund seiner phantastischen Vorstellungen rissen. Eine Weile nahm der Verstand und die nüchterne Ueberlegung wieder die Herrschaft ein. Die Gesellschaft der Menschen, das Treiben und Wirren eines großen Wirthshauses wird deine Grillen zerstreuen, dachte er und trat in eine der glänzenden und reich ausgestatteten Wirthschaften ein, die hier mit den feinsten und ausgesuchtesten Leckerbissen hinter den Spiegelscheiben das Auge erfreuen und den Gaumen locken.

Indessen versuche nur einer, die Geister zu bannen! Zwar hatte Karl einige Bekannte getroffen und Gespräche mit ihnen geführt, als er aber einige Stunden später sich allein in seinem Bibliothekzimmer fand —

hier pflegte er, und seine Diener wußten es, eine Zeit vor dem Schlafengehen noch mit Lesen zuzubringen — war er wie mit einem magischen Schlage wieder in die phantastische Welt versetzt. Sorgfältig geordnet lagen die Briefe, Sendungen und Zeitungen, die während seiner Abwesenheit eingelaufen waren, auf dem Tische; über ihnen ragte auf einem Untersatz von geschlitztem Eichenholz der Becher auf.

Der Juwelier hatte Wort gehalten und das Kunstwerk noch am selben Tage dem Käufer gesandt. Wie verwünschte Karl die Pünktlichkeit des Mannes! In der hellsten Beleuchtung glänzte der Becher; nicht nur die einzelnen Figuren des Reliefs, auch das Blatt- und Arabeskenwerk um Rand und Fuß traten deutlich und scharf hervor. Karl fürchtete sich zuerst, die Hand darnach auszustrecken, als könnte die bloße Berührung ihm schon schaden und die magische Wirkung auch ihn ergreifen. Dann überwand die Lust und Freude des Kenners, etwas wie Scham über seine Angst, das innere Widerstreben. Von allen Seiten betrachtete er den Becher; da war das Wappen der Borgia mit der päpstlichen Tiara darüber und die Jahreszahl 1501. Vielleicht hatte der Becher zu dem kostbaren Geräth ihres Brautschazes gehört, den Madonna Lucretia, die Tochter des Papstes Alexanders VI., in jenem Jahre

ihrem dritten Gemahl Alfonso von Este nach Ferrara brachte. Ein wenig zitterte Karl doch die Hand . . . aber dir wird ja keine Lucretia, keine Gabriele einen Trank der Liebe oder des Todes darin kredenzen, tröstete er sich. Wieder, wie er es schon oft im Leben beobachtet hatte, beruhten die scheinbar wunderbarsten Verknüpfungen und seltsamsten Erscheinungen auf einer häßlichen und dürftigen Wirklichkeit. Durch wie viele schmutzige Wucher- und Fehlerhände mochte dieser Becher gewandert sein, ehe er in die Hände des Freiherrn von Ruhdorf gelangte und kurze Ruhe darin fand. Doch hienieden ist nichts als Wechsel, Bewegung, Kampf. Kaum hat Ruhdorf die Augen geschlossen, haben die Erben nichts Eiligeres zu thun, als seine Sammlungen, seine Kunstschätze wieder zu verkaufen und zu zerstreuen. Und so, auf dem natürlichsten und gemeinsten aller Wege dieser Welt, ist das letzte Stück aus dem Brautchatz Lucretia's auf den Tisch Karl's gekommen. „Ruh' aus“, sagte der neue Besitzer halblaut, als ob der Becher ihn verstehen könnte, „ich werde nicht aus dir trinken, du wirst bei mir ein stilles Dasein nach so langer Irrfahrt führen!“

Zweites Kapitel.

Am nächsten Tage hatten die phantastischen Vorstellungen für Karl gar viel von ihrem Schimmer und Glimmer verloren; sie hatten graue Alltagskleider angezogen wie die anderen Dinge, Ereignisse, Erinnerungen und Begriffe. Die Diener, die Geschäfte, die Stunden gingen den gewohnten Gang. Die Jagd nach Gabrielen hatte Karl beinahe schon aufgegeben, als Vorwand für seine Trägheit schützte er, um sich selbst zu täuschen, vor, daß er doch erst Hermann's Geschichte kennen müsse, ehe er in dieser verwickelten Angelegenheit für die Liebenden Partei ergriffe. In der Muße, die ihm der Tag ließ, fiel ihm ein, einen längst verschobenen Besuch in einem befreundeten Hause zu machen. Während ihres Sommeraufenthaltes in Ems war der Tochter des Hauses ein schwerer Unfall zu-

gestoßen, von dem sie sich nur langsam erholte. Für Karl wäre es eine doppelte Pflicht gewesen, sich nach dem Befinden des jungen Mädchens zu erkundigen; doppelt, denn Cäcilie Grunow war seine Jugendfreundin — sie hatten zusammen das Tanzen gelernt — und eine Weile war in beiden Familienkreisen von der Verheirathung der „beiden einzigen Kinder“ die Rede gewesen. Da würden rund ein paar Millionen zusammengekommen sein, pflegte Herr Moriz Meyer zu sagen; und calculire, entgegnete Karl darauf, die Langeweile hätte die Zinsen bezahlt. Wie dem nun auch sei, der Plan hatte sich zerschlagen, noch ehe er bestimmte Form angenommen. Außerlich war das Freundschaftsverhältniß der beiden Familien indeß aufrecht erhalten worden.

In liebenswürdigster Weise empfangen die beiden Damen, Mutter und Tochter, den alten Bekannten. Karl hatte sich, im Gefühle seines Fehlers, gleichsam um sein Verschulden wieder gut zu machen, mit zwei der schönsten Blumensträuße, die in dieser Herbstzeit noch aufzutreiben waren, bewaffnet; mit lächelndem Dank nahmen und belohnten die Damen sein Geschenk.

„Hat Ihnen aber eine Ahnung nicht zugeflüstert“, bemerkte Cäcilie, die herrlichen Rosen bewundernd, „daß wir jetzt hier im Hause drei Grazien sind — die

Mutter ist noch immer die Schönste und wird stets die Beste unter uns bleiben — und daß Sie uns also drei Sträuße schulden?“

In demselben Augenblicke erhob sich in einem der Nebenzimmer eine Frauenstimme im Gesange von seltener Kraft und Schönheit.

„Unsere neue Hausgenossin“, erläuterte die Mutter.

„Meine theuerste Freundin, meine Lebensretterin“, setzte die Tochter lebhaft und feurig hinzu.

„Wenn ich die Bitte wagen dürfte“, entgegnete Karl, „mich einer so ausgezeichneten Sängerin vorzustellen —“

„Ja, ja!“ unterbrach ihn Cäcilie. „Ich gehe hinüber und hole sie. Meine Gabriele wird Ihnen gefallen.“

„Gabriele?“ — wollte Karl rufen. „Eine junge, sehr gut erzogene Dame, eine Gesanglehrerin“, sagte darüber schon Cäciliens Mutter, während die Tochter das Zimmer verließ, „die wir in Ems kennen lernten. Eines Halsleidens wegen hatten die Aerzte sie dorthin geschickt. Sie lebte eingeschränkt und zurückgezogen in einer kleinen Wohnung desselben Hauses, das wir uns ausgewählt. Die vornehme, sittsame Erscheinung, immer in schwarzer Kleidung, ließ sich nicht übersehen; bald waren die beiden Mädchen unzertrennlich. Einige

Familien aus der Stadt, in der Gabriele bisher gelebt . . .“

„Wo?“ unterbrach sie hastig Karl.

„In Weimar“, antwortete die Frau. „Der Abbé Liszt hatte eine große Theilnahme für ihr Talent gezeigt. Sie gaben ihr alle die besten Zeugnisse. So hatte ich gegen Cäcilien's schwärmerische Freundschaft für Gabriele nichts einzuwenden. Ein Zufall sollte sie mir bald unendlich theuer machen. Bei einem weiteren Ausflug ins Lahnthal hatten sich die beiden Mädchen von der übrigen Gesellschaft getrennt und irrten auf den Höhen und in den Schluchten einsam umher. Waghalsig, wie Cäcilie ist, war sie trotz der Warnung der älteren Freundin auf eine Felszacke geklettert, verlor das Gleichgewicht und stürzte den Abhang nieder . . .“

„Um Gottes willen!“

„Zum Glück war Gabriele da, die ihr mit eigener Lebensgefahr nacheilte und sie gerade da, wo die Felswand jäh in die Tiefe fällt, mit ihren Armen auffing. Doch war sie arg zerschlagen, ein heftiges Nervenfieber stellte sich ein, während dessen sie Gabriele wie eine Schwester, wie eine zweite Mutter gepflegt hat — denn ich, lieber Freund, ich war von dem Unglück und dem Jammer eine Weile rathlos und starr . . .“

„Und das Fräulein hat Sie hierher begleitet?“

„Sie wird den Winter in unserem Hause zubringen und sich vielleicht ganz in der Hauptstadt niederlassen, wenn sich die Verhältnisse ihr günstig erweisen . . . sie will Gesangunterricht geben und in Concerten singen. Ich denke, lieber Herr Strupp, im Fall wir Beide uns ihrer annehmen . . .“

„Berehrte Frau, verfügen Sie im Voraus über meinen geringen Einfluß.“

„Sie gelten nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch bei den Musikern für einen berufenen Kritiker. Aber da kommt unser Schützling, er mag selbst seine Sache führen.“

Die beiden Mädchen traten Arm in Arm ein; Gabriele war die schönere; eine schlanke Gestalt mit dunklen Augen, zu denen die blonden schönen, leicht um die Schläfe gewellten Haare in einem eigenthümlich reizenden Gegensatz standen, allein die Farbe ihres Gesichts war bleich, ihre Züge hatten einen schwer-müthigen Ausdruck, was sie mehr als die Freundin als diejenige erscheinen ließ, die sich von einem langen Krankenlager erhoben.

„Fräulein Gabriele Osten“ — „Herr Karl Strupp“ . . . Für ihn wenigstens hatte die Vorstellung keinen Sinn; sobald er den Namen Gabriele

gehört, war er des festen Glaubens gewesen, daß sich der andere, der entscheidende Name Osten daran knüpfen würde. Nicht dies allein; wie sie ihm jetzt gegenüber saß, erkannte er in ihr die schwarzgekleidete Dame, die er gestern Abend vor dem Goldschmiedsladen getroffen; wieder wie da dämmerte eine noch ferner in der Vergangenheit liegende Erinnerung in seiner Seele auf. Auch sie mochte sich seiner und der gestrigen, flüchtigen Begegnung entsinnen; sie erröthete und warf ihm einen fragenden, halb um Schweigen bittenden Blick zu. Des letzteren konnte sie im Voraus versichert sein, nichts war Karl's Wesen fremder als ein unvorsichtiges Geplauder, das Andere verletzte oder in Verlegenheit brachte. Aber nicht vermeiden ließ es sich, daß sein Blick dem ihrigen antwortete und unverbrüchliche Schweigsamkeit gelobte; zwei Strahlen, die sich begegneten und unbewußt eine Zauberbrücke zwischen zwei Menschen bildeten. Munter floß das allgemeine Gespräch fort. Die Musik, die Oper, welche Neuigkeiten in Concerten und auf den Theatern der nahende Winter bringen würde, eine und die andere kleine Geschichte aus Ems, eine lebhaftere Hin- und Gegenrede über das Spiel berühmter Klaviervirtuosen; wie im Fluge rannen die Tropfen der Zeit vorüber. Zuletzt hat Cäcilie die Freundin, das Lied,

das sie vorhin begonnen, zu Ende zu fingen. Ohne Sträuben willigte Gabriele ein und trat an den Flügel. Karl war gern bereit, sie darauf zu begleiten. Es war eine Schumann'sche Composition; vielleicht noch ergreifender als der seelenvolle Vortrag Gabrielens war für sein musikalisches Ohr die Macht des Könnens, die vollendete Technik, die sich darin ausprägten. Karl wollte eben seine Bewunderung für ihren Gesang ausdrücken, als sie ihren Kopf ein wenig zu ihm hinunterneigte — sie stand hinter ihm und seine Finger irrten noch auf den Tasten — und leise, eindringlich fragte: „Sie haben den Becher gekauft?“

Vor allem Kommenden, was gestaltlos und dunkel aus der Zukunft herüberdrohte, hatte Karl eine angeborene, beinahe unüberwindliche Furcht; stand aber die Gefahr sichtbar und greifbar, im begrenzten Raum, ihm gegenüber, so wußte er sich zu beherrschen und muthig — wenn auch mit geschlossenen Augen — darauf loszugehen.

„Ja“, entgegnete er ruhig und leise.

Da Cäcilie mit ihrer Mutter jetzt herantrat, verbot sich jedes weitere Geflüster. Nicht einmal beim Abschiede war es möglich, ein geheimes Zeichen oder Wort auszutauschen, doch glaubte Karl, als ihm Gabriele wie die anderen Damen die Hand reichte, ein

Zittern der feinen Finger zwischen den feinigen zu empfinden.

Daß mit dem Dämon, der ihn in diese Angelegenheit und Verwicklung hineintrieb, nicht mehr zu streiten sei, daß jedes Widerstreben mit einer neuen Niederlage enden müsse, davon hielt sich Karl nach diesen Proben von der Macht des Zufalls für überzeugt. Daß doch den Strom der Dinge fluthen wie er will, wenn Dir nur seine Wogen nicht über dem Kopfe zusammenschlagen! Ein ungewöhnliches Mädchen war Gabriele in jedem Falle, kein Gänseblümchen, das überall auf der Wiese blüht. Um so merkwürdiger, daß sie sich, die offenbar ein reicheres und freieres Leben gekannt, in Dienstbarkeit begab, von ihrem Talent und ihrer Arbeit ihr Dasein fristen wollte, während sie in Wahrheit über eine Summe verfügen konnte, die ihr überall ein unabhängiges Auskommen gesichert. Oder wußte sie nichts von der Schenkung, die der Freiherr von Ruhdorf ihr vermacht? Wofür vermacht? Weswegen? Seine Tochter war sie nicht, war sie seine Geliebte gewesen? Aber würde sie dann eine so sittenstrenge, puritanisch ernsthafte Frau wie Cäciliens Mutter in ihr Haus geladen haben? Freilich, sie konnte getäuscht worden sein; ist Tartuffe klug, Lady Tartuffe ist noch klüger, anmuthiger und schmiegsamer.

Einſ war über allen Zweifel: fürchtete Gabriele aus irgend einem Grunde die Nachſtellungen der Gräfin Lindenburg, die Leidenschaft Hermann's — keine ſicherere Zuflucht hätte ſie wählen können, als das Haus Grunow. Frau Leonore Grunow war eine heftige und unverſöhnliche Feindin des Adels; Spötter behaupteten, weil ſie in ihrer Jugend einen adeligen Offizier geliebt und keine Gegenliebe gefunden habe. Warum ſich Karl über dieſe Entdeckung freute, war ſchwer zu ſagen, aber ebenſo wenig vermochte er das freudige Gefühl wegzuleugnen, mit dem ihn der Gedanke erfüllte: eine ſtarke und hohe Schranke trenne Hermann und Gabriele. Es war ein ſchlimmes Vorzeichen, daß er ſeiner Rolle eines Beſchüßers der Liebenden ſchon untreu wurde, noch ehe er ſie recht begonnen hatte.

Jedes Ding, ſagt das Alltagswort, hat zwei Seiten; ſo war es auch mit dieſen Ereigniſſen. Wenn ſie Karl's Anlage zum träumeriſchen Grübeln förderten, wenn ſie ihn ängſtigten und quälten, ſo gaben ſie ihm doch auch, was er ſich ſo lange vergeblich gewünscht, eine andauernde Beſchäftigung, eine Arbeit, die er ſelbſt vollenden mußte, bei der er nicht gut die Hülfe eines Andern in Anſpruch nehmen konnte. Vielleicht

hatte die Gräfin doch Recht und die Briefe seines Vaters gaben ihm einen Aufschluß über die Herkunft, die Vergangenheit Gabriels. Um so mehr, da ja auf jenem Dokument die Worte standen: ihm — dem alten Herrn Strupp — wäre Gabriele Osten sehr wohl bekannt.

Eine leichte Mühe war es nun nicht, die Briefschaften des Verstorbenen zu durchforschen. Viele Kästen waren bis an den Rand damit gefüllt. Noch aus früherer Jugendzeit waren einige Papiere, Briefe, Aufzeichnungen, Tagebücher da. In ihnen allen fand sich der Name Ruhdorf nicht. Das Wahrscheinlichste blieb immer, daß beide Männer sich erst in späteren Jahren kennen gelernt. Vermuthlich während ich in der Fremde war, sagte Karl, vor dem Schreibtisch des Vaters sitzend. Da ist guter Rath theuer . . . denn in der letzten Zeit seines Lebens hatte der alte Herr Strupp in seiner peinlichen Sorglichkeit, mit der er sonst jeden Brief aufbewahrt, nachgelassen; die Geschäfte und die Correspondenz waren ihm über den Kopf gewachsen, und was nicht unumgänglich nothwendig für die Führung und Ordnung des Hauptbuches war, wurde verbrannt oder in den Papierkorb geworfen. Da es vielen meiner Briefe so ergangen ist, dachte Karl, werden die des seligen Ruhdorf kein besseres Schicksal

haben. Was ist das Menschenleben am Ende? Asche und Staub!

Indessen wühlte und blätterte er weiter; er wollte wenigstens für sich selbst die Genugthuung gewinnen, nichts unversucht gelassen zu haben, hinter dies Geheimniß zu kommen. Warum sollte er von Andern den Schlüssel borgen, der vielleicht in seinem Besitz war? Und ganz unbelohnt blieb seine Hartnäckigkeit nicht. In einem Briefbündel, das mit einer rothen Schnur zusammengebunden und seine Briefe aus New-York an den Vater enthielt, fand sich ein Brief des Freiherrn von Ruhdorf. Er mußte ihn unmittelbar nach der Begegnung mit Karl im Palaste der Pariser Weltausstellung geschrieben haben. „Denken Sie sich, alter Freund“, hatte Ruhdorf geschrieben, „vorgestern war ich einen guten halben Tag mit Ihrem Sohne zusammen. Beide incognito, nur beim Abschiede gaben wir uns unsere Karten. Aßen mit einander und waren guter Dinge. Ein liebenswürdiger, unterrichteter, junger Mann, Ihr Karl, aber zugeknöpft! Wenn's möglich wäre, bis über die Ohren! Wollte, er wäre etwas lustiger und toller. Sie werden darauf sagen: danke bestens! Bleiben Sie in Ihrem eigenen Hause, Ruhdorf, und erziehen Sie da weiter. An Ihrem wilden Neffen haben Sie gerade kein Meisterstück der Pädä-

gogik abgelegt. — Gestehe ich es Ihnen nur, lieber Freund, ich athme hier frei und erleichtert auf. Daheim litt es mich nicht, das Verhältniß zu meiner Schwester, zu der ganzen werthen Verwandtschaft, deren Haupt und Seele sie ist, war unerträglich geworden. Was wollen sie von mir? Mein Geld, mein Gut — alle ihre Redensarten von Freundschaft und Treue, von Ehre des Hauses sind eitel Firtlesanz, verdammenswerthe Lüge. Es ist mein Unglück, daß ich nicht ein ganzer Kerl bin, wie Sie, von Eisen. So schwanke ich hinüber und herüber. Aber Sie haben wie immer auch diesmal den Nagel auf den Kopf getroffen; eine Entscheidung muß getroffen werden. Bei meiner Rückkehr spreche ich mit Ihnen darüber. Gabriele ist mit mir, sie ist der Stolz und die Freude meines Alters. Ohne sie lebte ich nicht mehr. Auch ihr scheint es willkommen zu sein, einmal frei aufzuathmen; hier verfolgen sie weder Leontinens Basiliskenblicke, noch Hermanns Liebestiraden. Ihr Sohn will nach England, nach Amerika . . . eine geraume Weile habe ich nachgedenkt, ob es nicht auch das Beste für mich wäre, ich machte Hab' und Gut zu Gelde und entschwände mit Gabrielen in die weite, in die ferne und freie Welt! Europamüde — ich war es immer und klebte doch unlöslich an der Scholle, noch dazu an

einer märkischen Sandscholle, und jetzt mit sechszig Jahren und weißen Haaren! Lachen Sie mich aus, eiserner Strupp, aber behalten Sie mich lieb!"

Ein Besonderes war aus diesem Briefe nicht zu ersehen, aber er bestätigte Karl's Ahnung, daß er Gabriele schon vordem gesehen. Mit der Gewißheit, sich nicht zu täuschen, mit dem Beweis, „schwarz auf weiß“ in Händen, konnte er eine Annäherung wagen; wenn sie dieselbe nach Allem, was vorangegangen, sogar erwartete? Wieder und wieder las Karl die Zeilen durch; wie gern hätte er ein verlorenes Wort über den Eindruck darin gefunden, den er auf Gabriele gemacht. So eitel ist der Mensch! — Daß der Freiherr sich nicht des Weiteren über seine Begleiterin, seine Beziehungen zu ihr ausgelassen, erklärte sich leicht. Karl's Vater war auf das Genaueste in diese Verhältnisse eingeweiht; dem Freiherrn mochte es peinlich sein, ohne Noth daran zu rühren; darum schwieg er lieber ganz davon und überließ es dem verständnißvollen Leser, zwischen den Zeilen die Wahrheit zu finden. Der Haß der Gräfin Lindenburg und die Liebe ihres Sohnes zu Gabrielen datirten schon von längerer Zeit her; in der Familie war sie der beständige Zankapfel gewesen. Aber wie sie in diesen Kreis gekommen, der ihr so feindselig war; welche Stellung sie darin be-

hauptet, daß sie, die doch nach dem Eindruck ihres ganzen Wesens stolz und voll hohen Selbstgefühls war, die unausbleiblichen Kränkungen, Argwohn und Verdacht ertragen? Nach wie vor war es ein ungelöstes Räthsel.

Für heute gab Karl jedes fernere Nachforschen in den Papieren seines Vaters auf; wenn er auch noch keinen Weg durch das Gestrüpp entdeckt, so glaubte er doch den Punkt gefunden zu haben, wo es am leichtesten zu durchbrechen war. Im Uebrigen hoffte er auf die Erzählung Hermann's, die Alles aufklären würde. Freilich, in einem mochte sich der selbstgefällige Freund geirrt haben. Nach den unzweideutigen Worten Ruhdorf's hatte sich Gabriele mehr den Bewerbungen seines Neffen entzogen, als daß sie dieselben aufgemuntert. Wie sollte sie auch, sagte Karl, Gabriele ist kein Mädchen, das an flüchtigen Artigkeiten und stürmischen Zärtlichkeiten Gefallen hat; sie kann Hermann nicht lieben, sie ist zu ernst und zu ideal für eine solche Thorheit. Dabei vergaß er nur, daß er selbst bis vor Kurzem den jungen Dragoneroffizier bewunderte und gepriesen hatte. Machte ihn eine plötzliche geheime Eifersucht so hellsehend für die Schwächen des Freundes?

Die nächsten Tage vergingen indeß, ohne daß

Hermann bei ihm vorgesprochen, auch im Kasino und auf den Promenaden war er nicht anzutreffen. Es widerstand Karl's Gefühl für das Schickliche und Rücksichtsvolle, in des Grafen Hause nach ihm vorzufragen. Hätte man diese Eile nicht dahin ausdeuten können, daß er sich gewaltsam in Hermann's Vertrauen drängen wolle?

Heute hörte er nun im Comptoir von Herrn Moriz Meyer, die Gläubiger des Grafen Lindenburg seien ungeduldig geworden, es würde der Familie nichts übrig bleiben, als das Gut Heinrichsfelde in der Nähe der Hauptstadt zu verkaufen. „Wollen Sie es kaufen, Herr Meyer?“ hatte Karl gefragt. — „Wäre zu überlegen, Herr Strupp . . . Zwei und eine halbe Meile von der Stadt; Haltestelle einer Eisenbahn, viel Raum . . . in drei Jahren, bei der steigenden Wohnungsnoth in der Stadt . . . Sind Sie nicht mit den Lindenburgs bekannt? Gegen einen mäßigen Kaufschilling . . . wir zahlen gleich und baar . . . ein Schlag auf den Busch . . . Guten Morgen, Herr Strupp!“

War die Noth Hermann's so groß, daß er und die Mutter im Ernst an einen solchen Verkauf dachten, so konnte Karl mit einer gelegentlichen Geldsumme dem Freunde nicht mehr hilfreich beispringen. Groß-

müthig zerriß er die kleinen Wechsel und Schuldscheine, die er von dem Grafen in seiner Briefftasche aufbewahrte, überwand seine Bedenklichkeiten und begab sich nach dem Lindenburg'schen Palaste. Das war eins der ältesten Gebäude, aus den ersten Jahren des vergangenen Jahrhunderts, in jener stillen Straße der norddeutschen Hauptstadt, wo halb aus Laune des Zufalls, halb in bestimmter Absicht sich die Häuser der Prinzen und Fürsten, der erlauchten Geschlechter des Landes und der leitenden Minister an einander gereiht haben. Vor dem Palaste der Lindenburgs erweiterte sich die Straße zu einem mit Kastanien- und Lindenbäumen besetzten Rasenplatz. Düster und grau lag das Haus da; die Fenster des Erdgeschosses mit Eisenstäben beschirmt; eine Rampe mit einem altmodischen Eisengitter stieg vor ihm auf, es sah unfreundlich und grämlich aus. Niemals war dieser Ausdruck des alten Hauses Karl so scharf und eigenthümlich aufgefallen, als an diesem Tage. Es sollte niedergerissen werden, sagte er bei sich, es sperrt die Straße und verdüstert den Blick.

Der Wagen der Lindenburgs fuhr gerade vor, als Karl in die Thüre trat. „Der Herr Graf sind ausgeritten“, meldete der Pförtner und schon wollte Karl sich wieder entfernen, da rauschte ein

schweres graues Seidenkleid die teppichbelegte Treppe herab.

„Guten Tag, Herr Strupp“, sagte die Gräfin — sie war es — mit entgegenkommender Höflichkeit. „Sie wollten zu meinem Sohne?“ Und als Karl bejahte, fuhr sie fort: „Darf ich Sie einladen, mich in meinem Wagen zu begleiten? Er ist nach Heinrichsfelde hinausgeritten. Ich habe denselben Weg. Welche Freude würden Sie ihm bereiten, ihm und mir!“

Zweimal war er erst mit der Gräfin zusammengetroffen und beide Male hatte sie ihn in das höchste Erstaunen und damit zugleich in eine gewisse Willenslosigkeit zu versetzen gewußt; rathlos, keines Entschlusses fähig, folgte er ihrem Wink. Im Wagen sitzend, als es zu spät war, warf er sich seine Nachgiebigkeit vor und tröstete sich damit, daß er auf diese Weise in aller Harmlosigkeit das Landgut zu sehen bekäme und zu einem eigenen Urtheil gelangte, ob der Kauf desselben sich lohnen würde, oder nicht.

„Ich bin Ihnen noch meinen Dank für die so schnelle und pünktliche Erledigung meiner Bitte schuldig“, fing die Gräfin nach einer Pause an . . .

„Nur unsere Schuldigkeit, meine und meines Compagnons Schuldigkeit“, erwiderte Karl.

„Zwanzigtausend Thaler einer Dame zu schenken

— hat man sich in Ihrem Comptoir, nicht darüber gewundert? Mein seliger Bruder war ein alter, wunderlicher Mann . . .“

„In Geldangelegenheiten, Frau Gräfin, wundern sich Kaufleute nicht und machen sich keine Gedanken über die Absichten ihrer Kunden. Obenein bei einer . . .“

„Bei einer so unbedeutenden Summe“, ergänzte die Gräfin. „Ich habe mir sagen lassen, die Herren der Börse rechneten jetzt nur noch mit Millionen. Aber es kommt doch immer darauf an, wofür das Geld gegeben wird. Und zwanzigtausend Thaler als Geschenk oder Vermächtniß für eine Vorleserin, eine Gesellschafterin . . .“

„Gabriele — jenes Fräulein Gabriele Osten eine Gesellschafterin!“

„Warum nicht, Herr Strupp?“ fragte die Gräfin lauernd.

Aber sie hatte die Widerstandskraft Karl's unterschätzt. Wohl überrumpelte sie ihn durch ihre plötzlichen Einfälle und die Energie ihres Willens, allein die Hestigkeit ihres Angriffs machte ihn auch noch einmal so behutsam und zurückhaltend, als er es schon nach der Anlage seines Charakters war. „Also eine deutsche Jane Eyre“, antwortete er mit Dankesfrohtig-

keit, „nur daß der deutsche Rochester zur Heirath zu alt war.“

Eine Weile wurde es ganz still zwischen Beiden. Karl betrachtete seine tadellosen doppelknöpfigen Handschuhe, die Gräfin schaute, um ihn nicht anzusehen, zum Wagenfenster hinaus. Im schnellen Laufe ging es durch die Straßen dahin, beinahe durch die ganze Breite der Stadt, vom Westende nach einem der östlichen Thore.

„Sie kennen Heinrichsfelde?“ begann dann Leon- tine von Neuem. „Wenn nicht das Schloß, doch das hübsch gelegene Dorf; es war von jeher ein Lieblingsort der Hauptstädter für Sonn- und Festtage.“

Karl vermochte sich indessen nicht zu entsinnen, daß er jemals dort gewesen. „Nun, so lernen Sie es jetzt kennen“, meinte die Gräfin. „Ursprünglich war das Schloß fürstlicher Hausbesitz, seit beinahe hundertfünfzig Jahren ist es in meiner Familie gewesen.“ — „Der Grafen Lindenburg?“ — „Nein, der Ruhdorfs.“ — „Ah!“ — „Nach dem Tode meines Bruders ist es mir und meinem Sohne zugefallen.“

„Und der Freiherr Heinrich von Ruhdorf hat es bewohnt?“

„Oft und lange; manches Jahr ist er kaum ein Duzendmal in der Stadt gewesen; damals liebte er

das Landleben und beschäftigte sich angelegentlich mit der Verbesserung seiner Ländereien.“

„Was trägt der Boden?“ fragte Karl gedankenlos, um den Faden des Gesprächs nicht abreißen zu lassen.

„Es ist hauptsächlich Gartenwirthschaft; Schloß Heinrichsfelde hat die besten Spargelbeete und reichen Gemüsebau. Der Reinertrag ist nicht gering.“

Darüber war der Wagen durch den alten Thorbogen gefahren und rollte nun auf der breiten gut gepflasterten Fahrstraße dahin. Auf jeder Seite fassen sie drei Reihen von Linden und Pappeln ein; durch die stark entlaubten Bäume fiel der matte Sonnenschein des Herbstes.

„Dort also lebte der Freiherr“, sagte Karl.

„Und ist dort auch gestorben, in einer Januar-nacht 1868“, entgegnete die Gräfin. „Wir haben Alles in seinem früheren Zustand gelassen und nichts an der inneren Einrichtung geändert. Es war nie unsere Absicht, das Schloß dauernd zu behalten . . .“

Das ist der Punkt, sprach der Bankier in Karl. Ich glaube, sie bietet es mir zum Kauf an, Vorsicht!

„Mein Sohn“, ergänzte Leontine ihre hingeworfene Aeußerung, „hat weder Talent noch Neigung zur Landwirthschaft, die Nähe der Hauptstadt würde ihn

obenein zerstreuen und beständig von seinen Geschäften abziehen. Auch ich meinstheils bin nicht für das Landleben geboren, ich ziehe die Stadt vor. Dazu haben wir noch immer für das Stammgut der Lindenburgs zu sorgen. Ach, Herr Strupp, Grundbesitz ist in unsern Tagen kein Segen mehr, sondern nur noch eine Last!“

„Verstehe ich Sie recht, Frau Gräfin, so wären Sie und Graf Hermann nicht abgeneigt . . .“

„Heinrichsfelde zu verkaufen?“ rief sie hastig. „Gewiß nicht abgeneigt! Und ich habe dabei im Stillen auf Ihren Rath, auf Ihre Einsicht gerechnet. Aber man sagt uns, das Schloß wäre wohl eine Zierde, ein Schmuck des Lebens, allein . . .“

„Seine Erhaltung zehrt auf, was es einbringt?“

„So behaupten die Leute, obgleich ich es nicht glaube. Und wenn auch, wie vielen reichen Kaufherren würde ein so gefälliger Landsitz angenehm und willkommen sein!“

Die Anspielung war deutlich, und Karl verbiß ein Lächeln. Während vorhin sein Compagnon den wahrscheinlichen Gewinn für die Zukunft aus diesem Grundstücke berechnet hatte, suchte die unruhige Frau neben ihm, in dem Drang und in der Noth des Augenblicks, sich um jeden Preis eines Besitzes zu entledigen,

der für sie nur in Geld verwandelt Werth hatte. Wer im Leben warten kann, Geduld haben . . . das ist die Hauptsache. —

„Da sind wir“, streckte Leontine die Hand aus. „Mich fröstelt, so oft ich dem Hause nahe komme! Mein armer Bruder . . . So schnell dahin! Diese grauen Mauern, diese hellen Fenster wecken keine angenehmen Erinnerungen in mir.“

Rechts blieb das freundliche Dorf liegen; ein kurzer mit Kastanien bestandener Weg führte zum Schlosse. Frei stand es da, hinter einer Gruppe alter Bäume. Ein kleiner hinsenumbüschter Teich trennte es von den Wirthschaftsgebäuden und den Gemüsegärten, die sich nach dem Dorfe zu ausdehnten. An der Bauart war nichts Sonderliches zu rühmen. Zwei Stockwerke, auf einem hohen Erdgeschoß ruhend, neun Fenster in der Front, vor dem des mittelsten Geschosses ein moderner Balkon mit kunstvollem Eisengeländer, das Ganze in gelbgrauem Anstrich; grüne hölzerne Jalousieen vor allen Fenstern. Die Spiegelscheiben im ersten Stockwerk gaben dem Gebäude etwas Lichtes und Vornehmes; alles Uebrige darin und darum war von der bekannten kühlen Nüchternheit märkischer Schlösser aus der Zeit des ersten Friedrich.

In dem Flur des Hauses kam Hermann mit ver-

driefßlichem Gesicht der Mutter entgegen; ein wenig heiterte es sich auf, als er an ihrer Seite den Freund erblickte. Aber das Zeichen des Kummerz, der Sorgen und der Verlegenheit stand zu scharf seinem sonst so offenen und lebensheiteren Antlig aufgedrückt, als daß es Karl nicht hätte auffallen sollen. Die bürgerliche Kleidung anstatt der prächtigen Uniform, die er trug, hob den Unterschied gegen früher noch stärker hervor. Karl hatte die Empfindung, als wäre der junge Graf in dem schlichten schwarzen Rock kleiner geworden, als wäre der Glanz seiner Ritterlichkeit getrübt, seitdem der Säbel ihn nicht mehr umflirrte. Die Gräfin bewahrte bei alledem ihre vornehme Kälte und Undurchdringlichkeit. „Herr Strupp hatte die Liebenswürdigkeit, mich zu begleiten, mein Sohn“, sagte sie.

„Um Sie einmal wieder zu sehen“, setzte Karl hinzu, „und halbwegs auch aus Neugierde, ich kenne Heinrichsfelde noch nicht.“

„Ein alter baufälliger Kasten“, spottete Hermann, „mit Scharteken aus den Zeiten der Urgroßmütter. Vortrefflich für Alterthumsforscher — sonst hat es keinen Zweck.“

„Gerade diese Dinge reizen mich“, erwiderte Karl, „und wenn die Frau Gräfin mir gestatten, das Haus zu besuchen . . .“

„Mit dem größten Vergnügen, Herr Strupp.“

Ein Diener wurde beauftragt, ihn umherzuführen.

„So warten Sie doch, lieber Freund, ich komme Ihnen gleich nach“, rief Hermann, als Karl sich mit einiger Eile dem voranschreitenden Diener angeschlossen.

Aber er rief es tauben Ohren nach. Um die etwaigen Herrlichkeiten aus früherer Zeit war es Karl nicht zu thun gewesen, er wollte nur eine kurze Frist mit sich allein sein und der Mutter und dem Sohn Gelegenheit geben, sich auszusprechen. Die Krisis schien drohend zu sein; vermuthlich hatten die Lindenburgs schon unter der Hand einen Käufer für das Schloß gesucht, und da das Geheimniß nicht gewahrt worden, so hatten diese vergeblichen Bemühungen nur den Andrang und die Ungeduld der Gläubiger vergrößert. Wenn ein alter Bau zerfällt, gleich sind die Raben und Dohlen da, sich einzunisten und den letzten Nutzen aus dem Gemäuer zu ziehen.

Während Karl gleichgiltigen Blicks dem Kastellan durch die Flucht der Zimmer folgte, auf diesen und jenen Gegenstand schaute, der ihm als historisch denkwürdig bezeichnet wurde, ohne doch auf die weiteren Erklärungen zu hören, überlegte er, ob und wie er dem Freunde helfen könne. Das Haus kaufen? Obgleich er nicht wußte, was damit beginnen; trotz der

Wahrscheinlichkeit, daß die Wiederherstellungskosten den Kaufpreis erreichen würden? Um es dann seinerseits zu veräußern oder auf die Ausdehnung der Stadt zu warten? Einen Wechsel auf die unbegrenzte Zukunft ziehen? — Solche Unternehmungen lagen nicht in seiner Art; viel eher hätte er ein Opfer auf dem Altar der Freundschaft gebracht. Aber er fürchtete, in diesem Falle von Herrn Moriz Meyer entweder ein Narr oder ein Häuserpekulant genannt zu werden, je nachdem in einiger Zeit sich das Geschäft von seiner hellen oder von seiner dunklen Seite zeigte, und beides war ihm gleich unangenehm.

So ging er verdrossen, zwiespältigen Sinnes durch die Gemächer. Kein Geist sprach zu ihm aus diesen Mauern, diesen Tapeten und Einrichtungen. Da in einem mittelgroßen lauschigen Eckzimmer, dessen Fenster nach dem Garten und nach einem mäßigen, mit einer malerischen Gruppe finsterner Kiefern gekrönten Hügel hinausgingen — jetzt in der Mittagsbeleuchtung brachten sie durch ihre Lage und ihr tiefes Schwarzgrün in dem Herbstton und den Herbstfarben der Landschaft rings umher einen besonders eigenthümlichen melancholischen Eindruck hervor — überkam ihn eine seltsame Empfindung; jener Schauer, den er gefühlt, als der Schleier Gabriels vor dem Juwelierladen ihn ge-

streift. Ja gewiß, dies war Gabrielens Zimmer gewesen. Hier hatte die vielgeliebte und vielgehaßte Vorleserin gelebt; etwas von ihres Wesens Duft und Art schien noch zurückgeblieben zu sein und ihn anzudehen. Er hatte keine Muße, sich in dem Raume umzusehen, der Diener drängte vorwärts nach dem großen Saal, dem Prachtstück des Schlosses.

In anderer Stimmung würde Karl nicht ohne Vergnügen den weiten hohen, dreifenstrigen, mit feiner Stukkaturarbeit, einem noch wohlerhaltenen Deckengemälde — Apollo auf dem Parnas die Leier spielend, von den Musen und Grazien umgeben — und Arabeskenkränzen, die von Amoretten und Genien gehalten wurden, über den Thür- und Fenstergesimsen geschmückten Saal betreten haben. Jetzt hatte er weder Sinn noch Auge dafür. Ein Langes und Breites erzählte der Diener von den Fürstlichkeiten, die hier voreinst getafelt, einmal auch zur Zeit der Franzosenherrschaft der Kaiser Napoleon mit einigen seiner Marschälle; der Sessel, auf dem er gefessen, war noch vorhanden; schade, daß der blaue Seidenbezug ausgeblaßt und mehrfach zerschligt war. Der Kaiser Napoleon . . . was ist mir Hekuba? wollte Karl rufen. Am liebsten hätte er den Diener nach der Vorleserin des seligen Herrn gefragt, aber die Scham, auf diese Weise die Geheim-

nisse des Hauses zu erkunden, war stärker, als der Wunsch, Näheres von Gabrielens früherem Leben zu erfahren. In einer Ecke des Saales fiel ihm ein moderner geschnitzter Eichenschrank, der die Formen der Renaissance nachahmte, in's Auge, er enthielt die kleine Sammlung des Freiherrn, von Gläsern und Krügen, einigen silbernen Gefäßen und einem halben Duzend Majolica-Schüsseln, Alles in Allem die Anfänge oder die letzten Ueberreste einer solchen Sammlung.

„Das beste Stück fehlt“, sagte hinter Karl, der näher getreten war, um das Einzelne genauer besichtigen zu können, Graf Hermann. „Eben jener Becher, von dem ich Ihnen neulich erzählte. Indessen, was nützt mir der Becher ohne Wein? — Nicht wahr, Plunder? Keine Hand voll Thaler werth?“

„Die Schüsseln sind echt und würden leicht einen Liebhaber und Käufer finden“, meinte Karl.

„Wenn er den Schrank und das Haus dazu nähme . . . Das wäre!“ Auf einen Wink hatte der Diener den Saal verlassen. Hermann ergriff ungestüm beide Hände des Kaufmanns. „Wollen Sie mir den Tag bis zum Abend schenken? Meine Mutter fährt wieder zur Stadt zurück, nachdem sie ihre Verhandlung mit dem Verwalter abgemacht hat. Wird wohl auch nicht die erfreulichste sein! War ein schlechtes Spargel-

jahr. Hole der Kuckuk die ganze Landwirthschaft! Ja, wenn man noch Regen und Sonnenschein zaubern könnte. Eure gepriesene Wissenschaft ist eine nichtige Klunkererei . . . Sie bleiben, ich zeige Ihnen das Gut, den ganzen Trödel. Sie lassen sich Ihren Wagen herauschicken, unser Johann kann die Botschaft übernehmen. Sie Glücklicher, ohne Eltern, ohne Verwandte! Frei und reich! Wetter, ich bin der Graf Lindenburg und nicht der schlechteste Offizier Seiner Majestät, aber ich wollte, ich wäre der Bankier Karl Strupp. Wir sind allein — wir essen drüben im Krug. Der Wirth führt eine feine Küche, der Hauptstädter wegen, die ihn besuchen, und einen guten Keller. Abgemacht, Sie dürfen mir nicht Nein sagen. Wir feiern den Geburtstag meines Onkels . . .“

„Ihres Onkels?“ — Hier gelang es Karl endlich, den Redestrom des Anderen zu unterbrechen und ein Wort einzuschieben. Das Wirre und Sprunghafte in Hermann's Aeußerungen bewies unwiderleglich seine Berlegenheit und seine tiefe Verstimmung.

„Ja, heute am 27. Oktober war sein Geburtstag . . . Den Geburtstag eines Lebenden feiern ist eine Dummheit. Ueber das große Glück, ein Jahr älter geworden zu sein! Ja, wenn man kein neues vor sich hätte! Aber das ist die Hauptsache, wir bleiben zusammen, trinken

zusammen . . . Vielleicht zum letzten Male . . . Ich habe Lust, mir Japan anzusehen. Haben Sie keinen Auftrag nach Jeddo, Strupp und Kompagnie?"

Daß nun doch von der Gräfin in förmlicher Weise Abschied genommen werden mußte, setzte der tollern und für Karl unheimlichen Laune Hermann's einen gewissen Dämpfer auf. So ungern die stolze Dame sonst die „Freundschaft“ ihres einzigen Sohnes zu dem bürgerlichen Manne gesehen, der noch überdies zu den „Liberalen“ und den „Bucherern“ gehörte, um so lieber war sie ihr an dem heutigen Tage. Mit dem huldvollsten Lächeln trennte sie sich von Karl und drückte ihm beinahe zärtlich die Hand.

Karl starrte mit einem unbeschreiblichen Gefühl dem davon rollenden Wagen nach; wie Einer, der treulos von den Gefährten auf der öden Klippe im Meer zurückgelassen, dem dahinsiegelnden Schiffe nachschaut. Da war er mit seiner Gutmüthigkeit und seiner Schwäche in eine arge Falle gerathen. Er nahm sich vor, wenigstens das Neufferste abzuwenden und sich nicht zum Kauf des Schlosses überreden zu lassen. Denn auf die üble Lage der Lindenburgs lenkte sich mit zwingender Nothwendigkeit sogleich das Gespräch. Wie er sagte, schüttete Hermann sein ganzes Herz dem Freunde aus. Wollte Karl ihm glauben, so war das

Verhängniß nicht plötzlich, nicht wie ein Blitz aus heiterem Himmel, nicht durch seine — Hermann's — Schuld über sie hereingebrochen. Die Mutter hatte schon immer über ihre Verhältnisse hinaus, in der Pracht ihrer Kleidung, in der reichen Einrichtung ihres Hauses, in verschwenderischen Festen ihre Launen und Ausgaben getrieben, der Sohn sie redlich darin unterstützt.

„Aber Ihre Frau Mutter“, wandte Karl ein, „hat jene Falte, welche die rechnende Kraft des Geistes ausdrückt, im Gesicht.“

„Ob sie rechnete? Beständig! Nur das Facit war falsch. Zuerst wußte sie genau, daß ihr Bruder unermessliche Schätze hinterlassen und ihr und mir vererben würde, und als er starb, fand sich ein geringes Baarvermögen und dies Gut, auch nicht im gesündesten Zustand. Mein Oheim hatte drei oder vier kostspielige Reisen gemacht, und die Mutter bei ihrer Berechnung seiner Einnahmen niemals die Betriebskosten der Wirthschaft in Anschlag gesetzt. Sie dachte, und ich mit ihr, daß die Spargeln und die Aprikosen ganz umsonst wüchsen.“

„Das war ein schlimmer Irrthum!“

„Daß der Alte noch lebte! Wir hätten die Hoffnung, eine Million zu erben, und würden stets Narren

finden, die es uns glaubten und Vorschüsse darauf zahlten. Als die eine Erwartung fehlgeschlagen war . . .“

„Blieb noch immer die zweite“, sagte Karl mitten in die Rede des Freundes hinein. „Ich vermuthe fast die Absicht Ihrer Frau Mutter, Sie könnten eine reiche Dame heirathen.“

„Richtig, und sie brachte mir einige in Vorschlag. Anfangs nur Adelige — später, mein lieber Herr Strupp, hätten wir auch eine Bürgerliche mit offenen Armen aufgenommen, und heute würde die Gräfin Lindenburg sogar eine Jüdin an ihr mütterliches Herz drücken — aber die Hauptperson in der Komödie fehlt, ich will nicht!“

„Sie wollen nicht, weil . . .“

„Nun ja, weil Gabriele es mir angethan hat; Gabriele, die mich vielleicht gar nicht liebt, die mich verschmäht, mich haßt — ich kann nicht von ihr lassen. Dies Weib ist ein Abgrund. Wer nicht ganz frei von Schwindel ist, soll in einen solchen Abgrund nicht blicken, er stürzt sonst kopfüber hinein. Aber jetzt sei es genug mit der Metaphysik der Liebe, wir wollen uns um unser Mittagsmahl bekümmern. Denn trotz aller Manichäer und aller Weiber, essen und trinken muß der Mensch.“

Durch jedes Gespräch freilich, das sie anfangen, so weit ab es auch von der Tagesfrage liegen mochte, klang der häßliche Refrain. Auf eine außerordentliche Höhe waren die Wechfelschulden des Grafen gestiegen; bei dem beständigen Hinauschieben der Zahlung hatten die Gläubiger die Geduld verloren und verlangten endlich einmal „baar Geld“ zu sehen. Dazu kam, daß Schloß und Gut Heinrichsfelde, in der ersten großen Enttäuschung nach dem Tode des Freiherrn, von den Erben mit einer schweren Hypothekenlast überbürdet worden war. Als Kaufmann mußte sich Karl sagen, daß die Lage der Lindenburgs eine verwickelte und fast verzweifelte sei. Ueber Tisch, beim Wein, thaute Hermann vollends auf. Das Bedürfniß nach Mittheilung fand seine Befriedigung in der Gegenwart, in dem aufmerksamen Zuhören des Freundes.

Heinrich Ruhdorf hatte niemals zu seiner Schwester in einem herzlicheren Verhältnisse gestanden; mit seinem Schwager, dem Grafen Lindenburg, verkehrte er, besonders seitdem auch noch politische Gegensätze sie getrennt und verfeindet, nur in förmlichster Weise. Jahre vergingen, ohne daß sich die Verwandten begegneten, kaum, daß sie je von einander hörten. Der Tod des Grafen brachte eine Aenderung zum Besseren hervor; die Geschwister sahen sich, eine Ausöhnung fand statt.

Wenn nicht Leontine, so schien doch der stattliche Neffe, der sich im dänischen Kriege die Sporen verdient, das Herz des Oheims gewonnen zu haben. Leontine fing an, auf das Vermögen des unverheiratheten, kinderlosen Bruders hochfliegende Lustschlösser zu bauen. Oft und lange war sie im Sommer des Jahres 1864 in Heinrichsfelde. Von herrschsüchtigem Wesen, nicht fähig, Widerspruch gelassen zu ertragen, wollte sie Alles nach ihrem Kopfe einrichten und den Bruder bei Seite drängen. Darüber erwachten die alten Gegensätze und Abneigungen, vom heimlichen Hader war nur noch ein Schritt zum offenen Kriege. Ohne die Dazwischenkunft Hermann's hätten die Geschwister sich auf immer getrennt, diese Charaktere waren eben nicht mit einander auszugleichen; der junge Offizier, auf den Bruder und Schwester gleich stolz waren, bildete gleichsam die letzte Brücke zwischen ihnen. Da nahm der Freiherr, seiner schwachen Augen, überhaupt seiner Kränklichkeit wegen, die eine eifrige und theilnahmevolle Pflege nöthig machte, ein junges Mädchen, Gabriele Osten, als Vorleserin in sein Haus. Leontine war über diese Eigenmächtigkeit des Bruders in den heftigsten Zorn gerathen, eine Fremde in dem Schlosse, das sie sich schon als das ihrige zu betrachten gewöhnt hatte! Eine Fremde, in der ihr Mißtrauen und ihre Habsucht

so gleich eine Erbschleicherin entdeckten! Nicht minder als diese Furcht empörte es ihren Stolz und verdoppelte ihren Argwohn, daß die ganze Sache in solcher Heimlichkeit und Eile geschehen, daß nie vorher auch nur mit einem Worte der Freiherr eine ähnliche Absicht ihr angedeutet habe. Der Vermittler zwischen dem Freiherrn und der Vorleserin sollte — obgleich Karl diese Behauptung Hermann's mit einem leisen Schütteln des Kopfes begleitete — der alte Herr Strupp gewesen sein. Aller Zähzorn Leontinens indessen stieß die Thatsache nicht um, er verband im Gegentheil den Freiherrn nur um so inniger mit dem jungen Mädchen, als hätte sie bei ihm vor der Heftigkeit der stolzen Frau Schutz gesucht. Während sich Gabriele fest und fester in Heinrichsfeld setzte, wurden die Besuche Leontinens bei dem Bruder immer seltener.

In einer eigenen Mischung widerstreitender Gefühle horchte Karl, in seinen Stuhl zurückgelehnt, der schwärmerischen halb sentimentalen, halb sich selbst verspottenden Schilderung zu, die Hermann von Gabrielen entwarf. Engel und Dämon, sanftmüthig, liebreizend, einfach und zugleich undurchdringlich, unbegreiflich, zweideutig, so war sie Hermann erschienen.

„Alles in Allem“, meinte Karl mit erkünsteltem Phlegma, ein interessanter Mädchencharakter.“ Denn

betrachtete man mit nüchterner Verständigkeit Hermann's Bericht, so ergab sich als einzige Wahrheit dies: er hatte sich leidenschaftlich in das schöne Mädchen verliebt, hatte im unbewußten Stolz seines Namens, eitel auf seine männliche Schönheit und seine Offiziersuniform, mit einer Gesellschafterin ein leichtes Spiel, ein kurzes Abenteuer zu bestehen gehofft und war statt dessen von ihr in gebührender Entfernung gehalten worden. In jedem Sinne war er der Besiegte. Hatte Gabriele jemals einen schwachen Augenblick gehabt, glücklich und schnell wußte sie wieder ihre frühere Stellung ihm gegenüber einzunehmen. Ihr Widerstand, ihre kluge und entschlossene Zurückhaltung hatten Hermann immer heftiger entzündet, und zu einem unbesonnenen Schritt nach dem andern verleitet. Einmal — sie war erst vor Kurzem von einer längeren Reise nach Frankreich mit dem Freiherrn zurückgekehrt — hatte er im Uebermaß der Leidenschaft, in der Kälte ihrer Entgegnung, aus Furcht sie zu verlieren ihr seine Hand angeboten. Ernst und würdig hatte sie ihn zurückgewiesen und auf die Verschiedenheit ihrer Stellung und ihres Standes hindeutend, ihn gebeten, ihr fortan seine Huldigungen und seine Anträge zu ersparen. Und als er sich hoch und theuer verschworen, daß keine Andere als sie sein Weib werden solle,

hatte sie ihm wie einem thörichten Knaben den Rücken gewendet . . .

„Aber im Ernst, Graf Hermann“, unterbrach ihn Karl und rieb sich vergnügt die Hände, „ein vernünftiges, geschiedtes Mädchen! Sie Beide passen nicht für einander, niemals würde Ihre Mutter, niemals selbst der König diese Heirath zugeben!“

„Beim Parlament! Seit wann sind Sie unter die Aristokraten gegangen?“

„Ich bin kein Aristokrat, allein der letzte Graf Lindenburg mit der Gesellschafterin seines Oheims vermählt, das ist ein Mißklang auch für mich. Mir würde es nicht einfallen, eine Bauernmagd zu heirathen. Wir leben ja nicht auf einsamen Inseln, Jeder für sich, in Weltverborgenheit, wir leben, wir wirken in bestimmten Kreisen. Deren Gesetzen, deren Vorurtheilen müssen wir uns fügen. Nicht Jeder kann jede Lust athmen.“

„Sie sind ein Pedant. Was fragt die Liebe nach Außerlichkeiten? Sie will sich, sich allein zur Geltung bringen. Und da sollten sie die Schranken der Stände aufhalten? Altes morsches Holz! Nicht einmal das! Wir stellen uns Schatten vor, wo längst kein Körper mehr ist. Setzt ein edles Pferd nicht im Galopp über Hecken und Hürden?“

„Nur bricht zuweilen der Reiter dabei den Hals.
— Aber ich habe Sie mitten in Ihrer Erzählung unterbrochen. Vergebung, ich schweige nun!“

Doch konnte Hermann seine frühere Stimmung nicht wieder finden. Der Einwand Karl's hatte ihn gerade wegen seiner Wahrheit getroffen. Er erzählte mürrisch und einsilbig. Auch war nicht viel des Erwähnenswerthen mehr zu sagen. Nach jener stürmischen Unterredung hatte der Graf Gabriele Monate lang nicht gesehen; mit Aengstlichkeit vermied er Heinrichsfelde, in andern Abenteuern suchte er sich das Mädchen aus dem Sinn zu schlagen. Es gelang ihm nicht; die Kunde von einer Erkrankung des Freiherrn trieb ihn wie seine Mutter nach dem Schlosse hinaus. Mitten im Winter, es war im December 1867. So ungerne sich die Gräfin von den Wintervergnügungen der Hauptstadt trennte, so war doch die Besorgniß, durch die „listige Schlange“ um die Erbschaft betrogen zu werden, stärker als die Unlust. Ruhdorf empfing die Gäste mit frostiger Höflichkeit; seine Krankheit war durchaus nicht gefährlich, das Gerücht hatte übertrieben; rheumatische Schmerzen, die ihm viel Unbehagen bereiteten, aber zu keiner ernstern Befürchtung Veranlassung gaben. Dennoch entschloß sich Leontine, ihren Wohnsitz in Heinrichsfelde aufzuschlagen und nicht

aus der Nähe des Kranken zu weichen. Die eigentliche Pflege blieb nach wie vor der Gesellschafterin überlassen; hierin war Ruhdorf unerbittlich; nur von Gabriele wollte er die Hilfeleistungen annehmen, die er in seinem Zustande brauchte. Er erholte sich bald wieder, das Weihnachtsfest wurde im engsten Kreise in dem stillen Schlosse gefeiert. Gegen Gabriele war die Gräfin vornehm und kühl, zu einem offenen Streite kam es nicht. So viel sie konnten, sagte Hermann, gingen sich beide Frauen aus dem Wege. Mit ihm selbst redete das Mädchen nur in der förmlichsten Weise und suchte vorsichtig und rücksichtsvoll jedes Alleinsein mit ihm zu verhindern. Gerade diese Zurückhaltung, diese Entfernung ärgerte, reizte, entflammte ihn noch mehr. Eines Abends fügte es das Geschick, daß er sie in dem Theezimmer überraschte. Seine Mutter und der Freiherr waren in einem Gespräch über geschäftliche Angelegenheiten begriffen und so tief darin verstrickt, daß sie sich eingeschlossen hatten; sie schienen Störer oder Lauscher zu fürchten. Hermann, dem der reichlich genossene Wein die Phantasie erhitzte, gab Karl jetzt eine glühende Schilderung des Vorfalles; es war seine letzte Unterredung mit Gabrielen gewesen. Wie alle früheren hatte auch sie mit einer Ablehnung seitens des Mädchens geendet. War es ihre Schönheit, der

der Stolz und der Trotz noch höheren Glanz und tiefere Farben verliehen; war es nur der Zorn der gekränkten Eigenliebe, daß sie ihn zurückwies; Hermann kannte sich selbst nicht; ein leidenschaftliches Wort hatte das andere gegeben. Auf dem zum Abendessen gedeckten Tisch stand ein silberner Becher, halb gefüllt mit einem leichten Schlaftrunk, den der Freiherr langsam während der Nacht zu leeren pflegte. In seiner Raserei hatte Hermann den Becher ergriffen: „So wollte ich, es wäre Gift darin, daß Du mich zu Deinen Füßen sterben sähest, Herzlose!“ gerufen und den Trank hinuntergestürzt. — „Alles kann einem Unsinnigen zu Gift werden!“ hatte sie erwidert und ihm den Becher ent-rissen. Eine Reige des gewürzten Weines war noch darin. „Mir wäre besser, ich wäre todt!“ rief sie mit ihren düster drohenden Augen. „Das ist ein Nachtmahl, das uns auf ewig scheidet, Graf Hermann. So gewiß ich diese letzten Tropfen trinke, ich werde nie Ihr Weib!“ . . . Aber der Becher entfiel ihren Händen, denn plötzlich ward die Thür ihr gegenüber aufgerissen und mit flammendem Gesicht trat die Gräfin Leontine ein. In ihrem lauten Gespräch, nur auf einander achtend, hatten Beide die Schritte der Nahenden überhört; nur zu gut und deutlich aber hatte die Gräfin Alles vernommen . . .

„Warum lachen Sie nicht, Strupp?“ fuhr Hermann auf, nachdem er hier eine längere Pause gemacht und ein Duzend Schwefelhölzer zerbrochen und weggeworfen hatte, ehe es ihm glückte, die ausgegangene Cigarre wieder anzuzünden. „Warum lachen Sie nicht? Gibt es etwas Tolleres, als ich Ihnen erzählt habe?“

„Ich finde es weder toll noch lächerlich“, erwiderte Karl. „Daß Sie keine vergiftete Limonade trinken würden, nahm ich als selbstverständlich an.“

„Sie sind von einer verzweifelten Ruhe und Kaltblütigkeit . . .“

„Ich bin gar nicht ruhig; ich mache nur einen großen Unterschied zwischen dem, was in der Wirklichkeit geschieht, und dem, was in der Dichtung nach künstlerischen Gesetzen geschehen muß. Wenn der Mensch in Leidenschaft geräth, wie Sie an jenem Abend, vermischt er beide Gebiete; der Unbetheiligte hält sie gelassen auseinander. Und nun der Ausgang? Mein armer Freund, es war eine schlimme Katastrophe.“

„Schlimmer, unglücklicher, als Sie es denken können. In der Nacht, die diesem Abend folgte, starb mein Oheim.“

„Welch' eine Häufung des Unheils und des Schreckens! Und er starb plötzlich?“

„An einem Herzschlage. In einer Viertelstunde war Alles vorüber. Gegen zehn Uhr waren wir auseinandergegangen, im Tiefsten aufgereggt und doch äußerlich kalt und gemessen. Wie ich mit Gabrielen, hatte meine Mutter mit ihrem Bruder eine entscheidende Auseinandersetzung gehabt; ihm zitterten die Hände und die Stimme vor Aufregung, sie hielt sich mühsam auf ihrem Stuhl aufrecht, am liebsten hätte sie donnern und blitzen mögen, wie ein Gewitter. Gegen seine Gewohnheit trank der Oheim diesmal keinen Wein, er schob den Becher, den ihm Gabriele anbot, zurück: „Ich werde nicht mehr daraus trinken, liebes Kind, behalte Du ihn zum Angedenken . . .“ Dem Mädchen traten die hellen Thränen in die Augen, aber sprechen konnte sie so wenig wie ich. Schweigend küßte sie ihm die Hand. Noch keine Stunde nach diesem Abschied war verlaufen, als der Diener uns eiligst nach dem Zimmer des Oheims beschied. Gabriele saß schon an seinem Bett; eine furchtbare Beängstigung quälte ihn — und dann . . . nun, alle Flaschen werden einmal leer getrunken und sterben müssen wir Alle . . . Dann gab's ein Zucken, einen leisen Schrei, und mit ihm war's vorbei!“

„Schön gestorben — ohne Schmerzen! Lassen Sie es gut sein, mein Freund, ihm ist wohl!“ Karl drückte

dem Grafen, den die Erinnerung doch tiefer erschütterte, als er es hatte zeigen wollen, über den Tisch hin die Hand.

„Ja, ihm war wohl! Uns Beide aber, meine Mutter und mich, traf ein Mißgeschick nach dem andern. Die Mutter war in der größten Aufregung, es könnte sich eine letztwillige Verfügung zu Gunsten Gabriels finden, allein keine solche Schrift ward entdeckt. Vor manchen Jahren hatte der Freiherr seinen Willen dahin ausgesprochen, daß nach Zahlung einiger Legate an die Schule des Dorfes und an ein paar ältere Diener des Hauses seine Schwester ihn beerben solle. Dies trat nun in Kraft. Doch ich sagte es Ihnen schon, statt der gehofften Hunderttausende enthielt der Schrank des Oheims nur ebenso viele Zehntausende, die nach Abzug der Legate noch beträchtlich zusammenschmolzen. Für die Mutter war dies eine herbe Enttäuschung, ich hätte mich leichter darüber getröstet, wenn nicht . . .“

„Wenn? Sie machen ein Gesicht, als gäb' es einen Weltuntergang!“

„Etwas Aehnliches war es auch für mich. Am Morgen nach der Nacht, in der mein Oheim gestorben war Gabriele aus dem Schlosse verschwunden.“

„Verschwunden?“

„Mit einem Theil ihrer Habseligkeiten und jenem Becher, dem letzten, dem einzigen Andenken des Freiherrn . . .“

„Aber warum diese Flucht? Hatte die Gräfin ihr ein böses Wort gesagt?“

„Ich würde es nicht geduldet haben“, brauste Hermann auf. „Doch die Frauen wissen mit einem Blick bis auf den Tod zu kränken.“

„Und Sie haben bis auf den heutigen Tag das Fräulein nicht wieder gesehen?“ fragte Karl mit leise zitterndem Ton der Stimme.

„Nein. In dem Gewühle der großen Stadt war sie mir spurlos entschwunden. Nach Wochen des Suchens und Forschens erfuhr ich endlich die Familie, bei der mein Fräulein Osten — drei andere gleichen Namens hatten mich wie Kobolde hin und her in der Irre gejagt — eine Weile sich aufgehalten; anständige schlichte Leute, die Wittve des früheren Predigers von Heinrichsfelde mit ihrem Sohn, einem Gymnasiallehrer, und dessen Frau. Es kostete Zeit, bis sie ihr sehr natürliches Mißtrauen gegen mich überwunden hatten. Gabriele hatte bei ihnen eine schwere Krankheit überstanden — seit vierzehn Tagen war sie nicht mehr in der Stadt. Alle meine Listen und Mühen, hinter ihren nunmehrigen Aufenthalt, hinter ihr Reiseziel zu kommen,

blieben ohne Erfolg; entweder bewahrten jene das ihnen anvertraute Geheimniß oder sie wußten selbst nicht darum.“

„Und in diesen vielen, vielen Monaten — beinahe sind es zwei Jahre“ — rechnete Karl heraus — „hätten Sie der fernen, der verlorenen Schönen die Treue gehalten? Ritter Toggenburg!“

„Spotten Sie doch! Was haben die thörichten Abenteuer, auf die Sie anspielen, mit meiner Liebe zu Gabrielen zu schaffen? Gestehe ich es nur, die lange Trennung, ihre Verschollenheit — nichts, keine Zeile von ihr, kein Laut ihres Namens drang zu mir! Das Alles hatte die leuchtenden Farben des Bildes in meinem Gedächtniß erbleichen lassen. Ein Zufall stellte es da in seiner ganzen früheren Glorie wieder her. Vor einigen Tagen erschien der Leibdiener des Freiherrn bei meiner Mutter; Unglücksfälle hatten den Mann in die mißlichste Lage gebracht; gegen eine Unterstützung, die ihm die Mutter gab, verrieth er seinen Herrn.“

„Verrieth? Was denn?“

„Daß Ruhdorf des Fräuleins wegen häufig mit Ihrem Vater, lieber Strupp, geredet habe; daß eine große Summe ihr verschrieben worden sei.“

„Daher der Besuch der Gräfin bei mir!“

„Daher, und bei mir die Ahnung, Gabriele müsse wieder in unserer Stadt sein.“

„Diese Ahnung“ — nicht ohne Befleckung brachte es Karl heraus — „hat Sie weiter geführt?“

„Ja, wenn die verwünschten Manichäer mir Muße gelassen! Aber ich bin wie ein geheiztes Bild. Die Einen wollen sich an den Regimentskommandeur wenden, Andere drohen mit Wechselklagen. Hole der Böse Ihr schändliches Wort Konkurs. Es ist auch eine Erfindung der parlamentarischen Aera.“

„Aelter, lieber Graf! Es ist eine uralte Erfindung, auch eine Folge des Sündenfalles und der Vertreibung aus dem Paradiese.“

„Kann Einer mich, die Mutter retten, so find's Sie! Bester, theuerster Freund, Sie allein!“ Er hatte beide Hände Karl's ergriffen und schüttelte sie heftig.

„Ich, aber wie?“

„O, ich komme Ihnen diesmal nicht mit Schuldscheinen, mit Papierstreifen, Sie haben deren ohnedies schon übergenug . . .“

„Sprechen wir nicht davon! . . .“

„Kaufen Sie Heinrichsfelde . . .“ Nun war das inhaltsschwere Wort gefallen, das während der ganzen Mahlzeit wie eine Wetterwolke über ihnen geschwebt. Hoch auf athmete Hermann, und Karl ließ, um sich

innerlich zu sammeln; die Wimpern über seine Augen sinken.

„Ist es Ihnen nicht auch zu schwül in der dumpfen Stube?“ fing der Graf wieder an. „Es ist trockenes Wetter, sogar Sonnenschein . . . Octobernachmittagsstimmung . . . Ist es Ihnen recht, so machen wir einen Spaziergang durch das Dorf.“

„Ich bin bereit“, antwortete Karl. „Gehen wir nach dem Kirchhofe. Ich liebe Dorfkirchhöfe im Herbst.“

„Ein guter Gedanke. Da kann ich dem todtten Oheim an seinem Geburtstage meine Reverenz bezeigen. Er liegt dort mit seinen Ahnen begraben. Ein schlauer Fuchs! Er hat uns mit seinem Tode einen schönen Streich gespielt.“

Draußen in der Dorfstraße fielen die Blätter von den Kastanienbäumen. In den Gärten blühten die letzten Asters. Jenseits der niedrigen Häuser im Nordosten zog sich dunkel der Kiefern- und Föhrenwald hin; um die Wipfel spielte ein blaßes Sonnengold. Im Hintergrunde ragte der schiefergedeckte Kirchturm über der alterthümlichen Kirche, an der noch Einzelheiten des romanischen Baustyls sichtbar waren, stahlgrau in den graublauen Himmel. Vor den Thüren spielten die Kinder, schnatternde Gänse watschelten am Dorf-

teich. Wo einer der Bauern vor seinem Hause stand oder des Weges daher kam, grüßte er die Herren.

„Lohnt es sich nicht, hier Herr zu sein?“ nahm Hermann in einer Umschreibung seinen Aufruf, der vorhin in der Gaststube des Kruges unbeantwortet geblieben war, wieder auf.

„Ich bin ein Bürgerlicher und liebe die Herren nicht, weder die Gutsherren, noch die Fabrikherren. Herrschaft bringt Sorgen. Aber der Landsitz ist schön, vor Allem idyllisch. Das merkwürdige Haus, der weitläufige Garten . . .“

„Geschaffen für eine Künstlerseele, wie die Ihrige, für Ihre Neigung zur Einsamkeit . . .“

„Und zur Faulheit“, ergänzte Karl.

„Nicht doch; zum Ausruhen von den Mühen des Tages, der Last der Geschäfte . . . Was plaudere ich? Sie können sich das Alles selbst und viel poetischer sagen . . .“

„Nur gilt dasselbe ebenso gut von Anderen wie von mir. Ich begreife, daß Sie schnell und aus eigener Hand zu verkaufen wünschen . . .“

„Freilich, meine Schulden sind bekannt, wie die Liebesgeschichten einer Primadonna; Jeder, dem ich das Gut antragen könnte, weiß um meine Noth und Verlegenheit und drückt den Preis herab.“

„Und kein Käufer will sich finden?“

„Keiner; sie schützen alle vor, daß die Wirthschaft kostspieliger Verbesserungen, das Haus einer gründlichen Erneuerung bedürfe.“

„Darin haben sie nicht Unrecht“, murmelte Karl vor sich hin.

„Aber es handelt sich nicht um diese Krämer und Wucherer; ist es ein Freundschaftsstück, Heinrichsfelde zu übernehmen . . .“

„Das ist es“, konnte sich Karl nicht enthalten zu bestätigen.

„So werden Sie sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, mir wieder Ihre Ritterlichkeit, ach schon zum wie vielten Male, zu beweisen. Und bei dem Wappen der Ruhdorfs, der Kauf wird Ihnen Glück bringen. Lieber als in meinen Händen, wird der Todte das Schloß in den Ihren, in den Händen des Sohnes seines besten Freundes sehen. Wie lange noch und Sie werden heirathen . . .“

„Ich?“ Karl war wie aus den Wolken gefallen.

„Verstellen Sie sich doch nicht, ein Fräulein Cäcilie Grunow, die fabelhaft reich . . .“

„Cäcilie!“

„Aha, Sie sind ertappt! Sie überraschen Ihre Verlobte mit dem Geschenke dieses Schlosses . . .“

„Thorheit, Tollheit!“ rief Karl dazwischen. „Ich bin nicht verlobt, ich werde niemals heirathen!“

Aber den Redestrom Hermann's dämmte er nicht ein. „Ich werde der Erste sein, der neuen schönen Schloßherrin meine Huldigung darzubringen. Früher war Heinrichsfelde ein Runkellehn, ehe es Hofgut wurde. Wieder wird eine gütige Fee darüber walten. Auch mein Oheim hatte ähnliche Gedanken, wenigstens behauptet es meine Mutter . . .“

„Seine Gesellschafterin zu heirathen?“

„Nein, aber Gabrielen das Schloß zu vermachen.“

Gabrielen? . . . ihr also hatte die Neigung des Freiherrn die Herrschaft zugebacht! Unerwartet war ihm der Tod zuvorgekommen und hatte seine Entwürfe in ihr Gegentheil verkehrt. Die Stätte, die ihr einst gehören sollte, hatte das Mädchen als Flüchtige verlassen müssen.

So redend waren sie zur Kirche gekommen. Hinter ihr dehnte sich der Friedhof aus. „Gehen Sie voran, lieber Strupp“, bat Hermann. Der Pfarrer guckt aus dem Fenster . . . dort drüben, mit der langen altmodischen Pfeife, und der Herr nimmt's übel, wenn ich nicht bei ihm einspreche.“

Im Stillen verwunderte sich Karl über diese zarte Höflichkeit seines Freundes, der bei den Leuten für

stolz und hochfahrend galt, aber es war ihm wohl, in der Einsamkeit aufzuathmen, er hätte unter den ephreus-überspannenen Gräbern mit den kleinen schwarzen Kreuzen, an denen im Winde verwelkte Kränze, ausgeblaßte Bänder schwankten und flatterten, auf denen weiße halbverlöschte, unkenntlich gewordene Buchstaben den Betrachter räthselhaft anstarrten — wie denn der Anblick eines Friedhofs in jedem tieferen Gemüth die Räthselfrage der Unendlichkeit erweckt — die unruhige, drängende Rede, die heisere Stimme des jungen Grafen nicht hören mögen. Ihm selbst wirbelten die Gedanken im Taumeltanz durch einander. Wozu warf ihm das Schicksal alle Dinge, an denen der Freiherr mit besonderer Liebe gehangen, die für Gabriele so bedeutungsvoll, so erinnerungsreich waren, gleichsam zum Spiel in den Weg? Jenen Becher und nun dies Gut! Wenn er es erstünde, den Freund rettete, und es zuletzt Gabrielen zum Geschenk machte? — „Calcullire“, sagte deutlich hinter ihm sein ehemaliger Prinzipal, Mr. Morse, „Sie sind ein ganzer Narr, Mr. Strupp“, so daß er sich erschreckt umschaute.

Für den Friedhof eines Dorfes war dieser „Garten Gottes“ geräumig, gut gehalten und mit einigen stattlichen Denkmälern geschmückt. Einem ihrer verstorbenen Pfarrer hatte die dankbare Gemeinde ein hohes

steinernes Kreuz mit goldener Inschrift aufgerichtet. Auf dem Grabe eines berühmten Architekten, der sich aus dem Lärm der großen Stadt in das stille Dorf geflüchtet, ragte ein granitner Obelisk mit seinem marmornen Brustbild empor. Halb verborgen von einer Lindengruppe lag in der Nähe dieser Gräber das Erbbegräbniß der Ruhdorfs. Ein eisernes Gitter umschloß es. Die Thüre desselben war geöffnet; neben dem einen Grabe kniete eine schwarz gekleidete Frauengestalt. Kränze und Blumen hatte sie auf den dicht mit Epheu umwachsenen Erdhügel niedergelegt. Das Laub, das unter den Tritten des träumerisch dahinwandelnden Mannes raschelte, störte und erschreckte sie aus ihrer Trauer und ihrem Gebet; auch gehörte wohl zu dieser Stunde auf diesem Kirchhose ein Besucher zu den Seltenheiten. Sie erhob den Kopf und sah sich nach dem Wanderer um, der nur durch das Gitter von ihr getrennt stillstand. Mit einem Sprunge war sie auf den Füßen. „Herr Strupp! . . .“

„Sie hier, Fräulein Osten!“ Ueberraschter und erschrockener als sie, vergaß er an den Hut zu greifen und sie zu begrüßen.

„Warum sollte ich nicht hier sein, an der einzigen Stätte, die wahrhaft mein eigen ist?“ antwortete sie. „Von Allem, was ich einst besessen, ist mir nichts ge-

blieben, als dies Grab . . . Meines einzigen Freundes und Beschützers Grab!"

„Ich weiß, ich weiß“, stammelte Karl, in seiner Ergriffenheit keiner rechten Ueberlegung mehr fähig.

„Sie wissen?“ fragte sie auffahrend und starrte ihn an.

„Eben vor Kurzem erfuhr ich die traurigen Begebenheiten . . .“; er hatte nicht den Muth, ihr mit einer Lüge zu begegnen.

„Ach!“ schrie sie auf. „Sie kommen aus dem Schlosse, die Lindenburgs sind dort, Sie sind mit ihnen befreundet . . .“ Eine tiefe Bestürzung malte sich auf ihrem Gesichte ab, eine hoffnungslose Niedergeschlagenheit . . .

„Ich kenne den Grafen Hermann, aber Ihnen bin ich befreundeter, vertrauen Sie mir!“ Er hatte ihre Hand ergriffen, und sie duldete es widerstandslos.

„Den Grafen Hermann? Er ist in der Nähe?“

„Vor wenigen Minuten verließ er mich, er ist zu dem Pfarrer gegangen, jeden Augenblick kann er hierher kommen, doch bleiben Sie ruhig, seien Sie unbesorgt, Gabriele, ich beschütze Sie!“

„Nein, ich muß fort von hier . . .“

„Sie eilen ihm entgegen!“

„Wenn er mich sieht, bin ich des Todes!“

„Sie lieben ihn?“

„Ich hasse ihn. O, mein Gott, selbst von dieser Stelle vertreibt er mich! Hier glaubte ich vor ihm sicher zu sein, hier vor Allem, am Grabe seines Oheims . . .“

„Da öffnet sich die Thüre des Pfarrhauses . . .“
Mit einem heftigen Ruck riß Gabriele ihre Hand aus der Karl's . . .

„Bleiben Sie“, bat der junge Mann, „dort ist eine Bank, die Baumstämme verbergen Sie, es dämert bereits, ich gehe ihm entgegen und führe ihn fort.“

„Retten Sie mich vor dem verhaßten Anblick!“

Schnellen Schrittes eilte Karl dem Ausgange des Friedhofes zu. „Schon zurück?“ rief ihm Hermann aus einiger Entfernung entgegen. „Friert Sie? Sind keine angenehme Gesellschaft, die Todten. Haben Sie Ihre Neugierde gestillt?“ Ihm war es ersichtlich willkommen, daß er sich den sauren Gang nach einem Grabe ersparen konnte.

Karl schöpfte Athem. „Die Nebel wallen unter den Bäumen, und es ist feucht.“

„Die Nebel? Wahrhaftig, Sie haben einen so eigenen Blick, lieber Freund; haben Sie Erbkönigs Töchter gesehen?“

„Nein, aber ich fürchte, daß ich mir einen Schnupfen geholt habe.“

Dennoch machte Hermann keine Bewegung, sich von der Kirche, an deren Portal sie standen, zu entfernen. Trotz seiner Abneigung schien ihn eine unsichtbare Kraft nach dem Kirchhofe zu ziehen. „Das sollte mir leid thun“, sagte er flüchtig auf Karl's Aeußerung hin. „Ist doch ein seltsam Wesen um solch' einen Ort.“

„Freilich“, entgegnete Karl mit einer letzten Anstrengung, „wunderliche Erscheinungen sind aus dem Boden aufgestiegen. Ich habe Ihren Vorschlag von vorhin überdacht . . .“

„Wegen des Verkaufs von Heinrichsfelde?“ In krampfhafter Hast ergriff er den Arm Karl's.

„Ja, ja“ — und der Bankier machte einige Schritte vorwärts. „Ich bin nicht abgeneigt . . .“

„Mir das Gut abzukaufen?“

„Aber das ist doch keine Angelegenheit, die man auf der Dorfgasse bespricht.“

„Nein, nein! Ins Schloß! Sie sind erkältet. Ein schwedischer Punsch . . .“ Nun zog er selbst ihn gewaltiam von der verhängnißvollen Stelle; Karl hatte gewonnen, Gabriele war gerettet.

Drittes Kapitel.

„Ja, vor welcher ungeheuren Gefahr denn gerettet?“ mußte er sich fragen, als er nach einigen Stunden müde und abgESPANNT zu Hause saß. Rings umher war Alles wie es immer gewesen, licht und freundlich, gefällig und behaglich. Hier war kein Mangel, keine Unordnung; zwar keine Leidenschaft und kein Abenteuer, aber auch keine Sorge und keine Unruhe. Zum ersten Mal mußte er sich die Ungerechtigkeit seiner Klagen gegen sein Schicksal und sein angeblich verfehltes Leben eingestehen. Ihm vergönnte das Glück, hilfreich in die Geschichte zweier Menschen einzugreifen, die Ehre des Freundes vor einem schmutzigen Fleck zu bewahren, der Beschützer und Wohlthäter eines vielverfolgten, engelschönen und engelsguten Mädchens zu werden. So betrachtet glänzte Alles, allein ohne Schatten war

es doch nicht. Weit über die Grenzen des Verständigen hatte ihn seine Gutmüthigkeit, der Drang des Augenblicks — warum wollte er sich selbst mit falschen Bezeichnungen belügen? — eine unbedachte Leidenschaft fortgerissen. Um jenem Mädchen ein peinliches Zusammentreffen zu ersparen, hatte er sich zum Kauf des Gutes bereit erklärt — noch nicht in Form Rechtsens, aber Hermann hatte sein Versprechen. Was war ihm Gabriele, daß er einen so theuren Preis zahlte, um sie nicht vor einem Manne, den sie haßte, erschrecken und erröthen zu lassen? Welche Gefahr konnte sie überhaupt in seiner Gegenwart laufen? Ihn hatte die Leidenschaft — die Eifersucht verblindet, sonst wäre wohl noch ein anderes Mittel zu finden gewesen, Hermann von dem Friedhof fern zu halten. Er aber hatte nicht gewollt, daß Beide mit einander sprächen; dies zu hindern, war ihm gerade das äußerste Mittel als das beste erschienen.

Nachgedanken sind bekanntlich noch weiser, als die Urtheile und Sprüche des Königs Salomo, sie haben nur den schlimmen Mangel, daß sie von dem Geschehenen kein Tüpfelchen fortzuwischen wissen, daß dies Geschehene sich unaufhaltsam nach uns unbekanntem Gesetzen weiter entwickelt. Mit einem Seufzer bestätigte es Karl; welch' ein Gesicht würde morgen Herr Moriz

Meyer ziehen, wenn er ihm seine Tollheit mittheilte! Was wollte er mit Heinrichsfelde? Er konnte die Majolicaschüsseln aus Urbino seiner Sammlung einverleiben; vielleicht hatte Raphael als Lehrjunge daran gearbeitet. Oder sollte er das Schloß Gabrielen schenken? Aus Freundschaft, aus Rührung über die Treue und Dankbarkeit, die sie dem Andenken des Freiherrn bewahrte? Sie allein hatte sein Grab mit ihren Kränzen und Thränen an dem Tage geschmückt, der einst sein Geburtstag gewesen; seine Erben hatten sich nur um ihre Noth gekümmert und seiner vergessen. Gemach, gemach — wie kam er dazu, sich an die Stelle des alten Ruhdorf zu setzen und den väterlichen, vorsorgenden Freund dieses Mädchens zu spielen? Er mit seinen sechsundzwanzig Jahren! Ja, war er denn schon rettungslos in das Netz dieser Zauberin gefallen? Ob sie eine gute, ob sie eine böse Fee war; er wagte es nicht zu entscheiden, doch ihre Nixennatur, das zauberische Wesen um sie, wer wollte es leugnen? Er nicht, der jetzt mit großen, auf dem weichen Teppich unhörbaren Schritten den Saal durchmaß und unsichere Blicke nach den schwarzen Ebenholzbrettern warf, auf denen unter anderen Seltenheiten der Silberbecher der Madonna Lucretia prangte. Warum konnten sich seine Augen nicht davon trennen und getrauten

sich doch nicht, lange darauf zu verweilen, angezogen und abgestoßen zu gleicher Zeit. Du bist ein Thor, sagte er, sich ermannend, halblaut vor sich hin, wenn Du so fortträumst, siehst Du zuletzt am hellen Tage Gespenster; brich den Zauber mit muthigem Willen. Und als gälte es die Vollführung einer Heldenthat, nahm er den Becher von dem Gestell, füllte ihn mit dem leichten Wein, der in einer Krystallflasche auf dem Tische stand und von dem er, während er seine Zeitungen las, ein Glas zu trinken pflegte, hielt ihn gegen das Licht, betrachtete die Relieffiguren, die Arabesken, das Wappen der Borgias — andere Gestalten mischten sich in den Reigen derer, die der Künstler darauf gebildet; die erste Besitzerin und die letzte, die phantastische, unheimliche Lucretia . . . die sanfte, thränenüberströmte Gabriele . . . „Daß der heutige Tag mir Glück bringe!“ sagte Karl und leerte den Becher. Hätte ihn Hermann gesehen, würde er gelacht haben: er möchte sich einen Rausch trinken, um die Furcht vor dem Morgen zu verbannen.

Mit innerem Unbehagen ging denn auch Karl am anderen Tage in das Comptoir und suchte durch mancherlei Winkelzüge den Compagnon auf die unerwartete Nachricht vorzubereiten; einen Theil der Kaufsumme wollte er dem bedrängten Freunde schon am

Mittage einhändigen, in den nächsten Tagen sollte der Kontrakt gerichtlich aufgesetzt und endgiltig abgeschlossen werden. Karl war nicht wenig erstaunt, daß Herr Moriz Meyer seine halben Andeutungen verstand und mit einem unbeschreiblichen Ton, die Augenbraunen hochziehend, fragte: „Im Ernst, lieber Strupp, Sie haben Heinrichsfelde gekauft?“

Verlegen stammelte Karl von dem einen und dem anderen Vorbehalt, er könnte wohl noch zurücktreten, wenn . . .

„Bezahlen Sie gleich,“ rief Herr Moriz Meyer mit funkelnden Augen. „Sie sind ein Glücksmann! Das ist ein Geschäft! Ich hoffe, Sie haben im Namen des Geschäfts abgeschlossen?“

„Aber das Schloß?“

„Bleibt Ihnen unbenommen, auch der größere Theil des Gartens, nur das Wirthschaftsfeld beanspruche ich für Strupp und Compagnie . . .“

„Spargelbeete und Aprikosenzucht?“

Herr Moriz Meyer neigte seinen Mund zu Karl's rechtem Ohr: „Schnickschnack! Sie haben richtig errathen, dort baut nämlich die Ostbahn im nächsten Jahre einen Güterbahnhof . . . so gut wie abgemacht im Handelsministerium . . . Das nenn' ich Scharfblick!“ —

Von dieser Eröffnung, diesen Lobsprüchen betäubt,

Scham in der Seele, verlegene Röthe auf den Wangen, erwartete Karl den jungen Grafen. Wohl gezählt lagen die Tausende, die jener zur Einlösung der gefährlichsten Wechsel bedurfte, in einem Portefeuille auf dem Tische. Karl kam sich wie einer der Bucherer vor, die den armen Freund verfolgten; unter den eingetretenen Umständen war das Gut vielleicht das Doppelte werth. Aber diese Aussicht war eben kein „baar Geld“ und Hermann konnte nicht warten. Unter leidenschaftlichen Ausrufen und Bethuerungen, daß er ihm diesen Freundschaftsdienst nie vergessen werde, unter Händedrücken und Umarmungen nahm der Graf die Summe in Empfang. Wie von einer Bergeslast fühlte er sich befreit; nicht nur eines Theils seiner Schulden, auch eines Besitzthums, das statt Einnahmen abzuwerfen Kosten verursachte, war er ledig, eine ganz neue Bahn des Lebens sah er offen im Sonnenscheine vor sich liegen. Mit dem Geld in der Tasche, in der Gewißheit, bald über eine noch größere Summe verfügen zu können, war Hermann wieder der alte feurige, unternehmungslustige Dragoneroffizier.

„Welche Gelegenheit habe ich gestern versäumt!“ rief er beim Abschied dem Freunde zu, „welch' einzige Gelegenheit! Gabriele ist hier, in der Stadt, gestern war sie in unserer unmittelbaren Nähe!“

„In unserer Nähe?“ Karl verfärbte sich.

„Wir sprachen von Kirchhofsgespensstern, und da soll man nicht an Ahnungen glauben! Sie war auf dem Kirchhofe, entweder vor uns — heißt vor Ihnen — oder bald darauf; ein Schloßdiener hat sie in einen Wagen steigen sehen, der seitwärts vom Dorfe hielt . . .“

„Ein Diener?“

„Natürlich erzählte der Dummkopf mir die Geschichte erst, als ich heimreiten wollte. Aber nur ein Tag ist verpaßt, sie ist hier — wünschen Sie mir Glück, Strupp, ich finde sie wieder!“

Es traf sich gut, daß dies der Tag war, an dem Frau Grunow gern in den Abendstunden ihre näheren Freunde und Freundinnen in ihrem Salon begrüßte. Auch Karl konnte, ohne aufzufallen, dort erscheinen; die freundlichste Aufnahme war ihm verbürgt, und das umherfliegende Gerücht, das ihn schon mit der Tochter des Hauses verlobte, hätte auch seine Abwesenheit nicht zum Verstummen gebracht. Darum ging er, mit der Absicht, Gabrielen zu warnen, daß ihr unvorsichtiger Schritt von Spähern belauscht worden, daß der Graf ihrer Spur nachjage. Sonst wollte er vor der verführerischen Schönheit, vor dem Geheimniß des seltsamen Mädchens, das sie wie ein magischer Schein

zugleich verlockend und drohend umspann, die Hand fest auf dem Herzen halten und verständigen Sinnes jede überwallende Empfindung und die vorlauten Fragen der Neugier — oder war es schon Liebe? — im Gleichmuth bändigen. Vortreffliche Vorsätze, die sich während der ersten Stunde um so leichter ausführen ließen, da es ihm nicht gelang, zu einer ruhigen und unbeachteten Zwiesprache mit ihr zu kommen. Um so gefährlicher für die Gelassenheit seines Herzens wurde die Muße, die ihm vergönnt war, sie still zu betrachten und sich ihrer Schönheit zu freuen. Der Hauch des Leidens und der Schwermuth, der sie verschleierte, stimmte harmonisch zu dem, was er von ihren Lebensgeschicken wußte, was dichtend und ausmalend die Phantastie hinzusetzte. In ihren Bewegungen lag ebenso viel äußere Anmuth, wie in ihrer tiefen melodischen Stimme die innere ihrer Seele rührend widerklang. In ihrem schwarzen Seidenkleide war sie unter den reichgeputzten Damen die bescheidenste und doch eine fürstliche Erscheinung; das Widerspiel ihrer blonden Haare zu ihren dunkeln Augen erhöhte noch den Reiz ihres Wesens.

Verstohlen, weil die Lippen es nicht konnten, wechselten ihre Augen mit denen Karl's einen Blick des Verständnisses, der sein Herz lauter schlagen ließ.

Ein süßer Schauer wehte ihn daraus an, in einander gemischt Freude und Furcht vor einem noch unbekanntem, namenlosen Glück. Ueber all' die Dinge, die in einer solchen Gesellschaft verhandelt werden, war bald witzig, bald leicht, bald gedankenvoll, bald oberflächlich hin- und hergeredet worden; am Tische hatte Karl neben Cäcilien seinen Platz gehabt, während Gabriele am anderen Ende gesessen; die Zeit des Aufbruchs nahte und er sah nicht ab, wie er ihr seine Warnung zuflüstern könne. Du wirst ihr schreiben, sagte er sich in der Abschiedsstimmung. Aber sie trat ihm wie zufällig in den Weg, als er sich den Damen des Hauses empfehlen wollte.

„Ich muß Sie sprechen, Herr Strupp,“ sprach sie halblaut; sie hatte ein Notenblatt in der Hand, wie um es ihm zu zeigen.

„Befehlen Sie über mich, gnädiges Fräulein.“

„Heute noch“ — Karl nickte — „in einer halben Stunde; wollen Sie mich an der Gartenthüre des Hauses erwarten?“

„Gewiß.“

„Sie kennen den Platz?“

„Genau.“

Darüber lachte sie, oder that sie es nur, um die Anderen über den Inhalt des Gespräches zu täuschen?

„Es ist eine kleine Komposition, die mir der Abbé Liszt aufgeschrieben — eine Zigeunermelodie,“ und sie rollte langsam ihr Notenblatt zusammen.

Zwischen zehn und elf Uhr Abends, unter kahlen Bäumen, im herbstlichen Mondschein ein Stelldichein; Karl hatte, was er sich so oft gewünscht, sein romantisches Abenteuer! Der große Garten des Grunow'schen Hauses reichte bis zu der Allee, der gegenüber in gekrümmter Linie im Westen und Süden der Stadt sich der Schifffahrtskanal hinzieht. Vielfach war hier die Häuserreihe durch Gärten, die mit Zäunen, Gittern, niedrigen Ziegelmauern geschlossen, unterbrochen. Einsam, menschenleer lag die Straße; zwischen den Nestern der Bäume, auf dem Boden, auf dem dunklen Spiegel des Wassers irrte hin und her der bleiche, jetzt auftauchende, jetzt verschwindende Glanz des Mondlichts. Am Himmel vom Winde getrieben, wunderbar gethürmtes, silberumrandetes, blaßgraues, bläulich schimmerndes, tiefschwarzes Nachtgewölk in unaufhörlicher Bewegung, im beständigen Wechsel der Formen und Farben. In der Stille tönten ab und zu das Rollen eines Wagens, das Geräusch einzelner, seltener Wanderer, das Gebell eines Hundes; dazwischen die eigenthümlichen Stimmen der Herbstnacht, das Knarren einer Wetterfahne, das Rascheln des Laubes auf der

Erde, das Fallen der letzten Blätter, jener unbeschreibliche Klang, der wie ein leise verhallender Weheruf dahin zittert. Ist's ein unbewusstes Stöhnen der rastlos schaffenden und vernichtenden Natur? — Von alledem empfand Karl nur den Gesamteindruck des Träumerischen und Melancholischen; für das Einzelne hatte er weder Ohr noch Auge. Unverwandt horchte und blickte er nach der fest in die Mauer gefügten kleinen Gartenthür hin; seine Seele war unruhig von Gedanken des Kommenden, von Erwartung und Sehnsucht. In dieser Umgebung, bei dieser Beleuchtung, die wie für sie geschaffen zu sein schienen, näherte sich ihm jetzt Gabriele. Einem Schatten gleich war sie aus der Thür gehuscht, er hatte das Schloß nicht klingen hören.

Nun gingen sie neben einander unter den Bäumen auf und nieder. Von ihrem Gesicht war wenig zu sehen; nur zuweilen streifte es ein verlorener Mondstrahl und ließ es unter dem schwarzen Schleier aufleuchten.

„Ich danke Ihnen, Herr Strupp, daß Sie einer so ungewöhnlichen Einladung gefolgt sind,“ hob sie an; „auch würde ich meine Bitte nicht gewagt haben, wenn ich mich nicht der Freundschaft und des Wohlwollens erinnerte, das mir Ihr Herr Vater schenkte.“

Etwas in mir tröstete mich ganz leise, daß ein Theil seiner Güte für mich auf Sie übergegangen sei.“

„Ganz bin ich Ihrem Dienste gewidmet, mein Fräulein, und war nahe daran, Sie um diese Unterredung zu bitten. Der Zufall, der uns zusammengeführt, duldet nicht, daß ich länger ein Geheimniß vor Ihnen habe. Gestern hatte ich eine lange Auseinandersetzung mit dem Grafen Hermann. Er ist mein Freund.“

„Ihr Freund?“

„Ja, mein Fräulein. Ich darf von seinen mißlichen Vermögensverhältnissen sprechen, tausend Zungen reden nur zu laut und zu viel von ihnen, er bot mir Heinrichsfelde zum Kauf an.“

„Ach, er hat es nie geliebt!“

„Dabei gestand er mir, ehe ich Ihnen auf dem Friedhofe begegnete, seine Liebe.“

„Sagen Sie seinen Wahnsinn!“

„Um so eher,“ unterbrach er sie schnell, „dürfte ich ein Recht haben, Sie zu warnen. Von einem Diener des Schlosses sind Sie erkannt worden, Graf Hermann wird nicht rasten, bis er Sie gefunden.“

„Er ist mein Verderben! Warum verfolgt er und quält er mich? Was er seine Liebe nennt, ist nichts als sein Troß und seine Eitelkeit, daß ich seinen Hul-

digungen widerstanden. Er, seine tolle Leidenschaft ist Schuld an Allem.“

„An Allem?“

„Ja,“ betheuerte sie. „Hätte er mich still meines Dienstes bei seinem Oheim warten lassen, nichts von dem Schrecklichen wäre geschehen. Seine Mutter haßte mich wie einen Eindringling in ihren Besitz und in ihre Rechte, aber dieser Haß loderte erst zur verzehrenden Flamme empor, als sie erfuhr, daß mir der junge Graf seine Hand angeboten. Daß ich ihn abgewiesen, sollte nicht gelten, sollte nur die Maske kluger Verstellung sein. Ich wurde für sie zum Urbild des Bösen; nicht allein um das Erbe ihres Bruders wollte ich sie bringen, sondern auch ihren Sohn zu der schmachlichsten Mißheirath verführen! Ich, die ich nicht einen Pfennig von ihren Reichthümern anrühren werde.“ So sprechend, die kleine Hand ballend, mit ihrer schlanken Gestalt, ungewiß von dem Schimmer des Mondes umzittert, hatte sie doch einen Zug von den Rachegöttinnen geborgt. „Ich hasse sie beide, sie haben mich in das Elend hinausgestoßen!“

Nicht düsterer und zürnender, sagte sich Karl, konnte Lucretia Borgia bei dem Festmahl ihrer Feinde erschienen sein, denen sie die Becher gewürzt . . .

„Aber,“ wandte er ein, „diese Dinge sind vorüber,

Sie haben ein großmüthiges Herz und werden verzeihen.“

„Verzeihen? O, könnte ich nur vergessen! Die Beschimpfungen, die sie mir angethan, den alten Mann, den sie getödtet! Mit ihrem Gezänk, ihren Drohungen und Bestürmungen haben sie ihm das Leben verbittert und verkürzt. Wie oft hat er daran gedacht, seine Heimath zu verlassen, wie oft hab' ich ihn beschworen, mich aus seinem Hause ziehen zu lassen! Wenn Du von mir gehst, bricht die Nacht herein, pflegte er dann zu sagen — so blieb ich. Als er bemerkte, wie peinlich mir die Bewerbungen seines Neffen fielen, stellte er denselben zur Rede. Der Graf erwiderte ihm, daß er mich heirathen wolle. Dieser Gedanke entzückte den Freiherrn, er liebte mich mit abgöttischer Zärtlichkeit und sah nichts als mein, sein und Hermann's Glück in dieser Verbindung. Fortwährend drang er in seine Schwester, ihre Zustimmung dazu zu geben, Sie begreifen, daß seine Vorstellungen nur den Groll und Haß der stolzen Frau vermehrten.“

„Alles verstehe ich jetzt!“

„Noch wenige Stunden vor seinem Tode hatte er in diesem Sinne mit seiner Schwester geredet, sie erwiderte heftig, sie ist furchtbar in ihrem Zorn. Das hat sein edles Herz gebrochen. Sein Tod war für

mich die Mahnung zur Flucht aus einem Hause, in dem fortan nur Demüthigungen meiner warteten.“

„Und so gingen Sie in die Nacht und in das Elend, in die Dienstbarkeit hinaus?“

„Was erschreckt Sie denn? Ich bin ein armes Mädchen und von Jugend auf dahin erzogen, mir durch Arbeit, im Dienste Anderer mein Leben zu gewinnen. Auch war damals mein Loos nicht so hart, wie Ihr Mitleid anzunehmen scheint. Damals lebte noch Ihr Vater.“

„Mein Vater,“ entgegnete lebhaft Karl. „Sie kannten meinen Vater?“ Noch selten hatte er mit solcher Verehrung seines Vaters gedacht, wie in diesem Augenblick.

„Er hatte mich öfters bei dem Freiherrn gesehen und wollte mir wohl. Scharfsinnig hatte er die Noth und den Jammer, so wie sie jetzt eingetroffen, vorausgeschaut, aber der Freiherr war kein Mann der entschlossenen That, wo er zwei Schritte vorwärts that, that er rasch einen zurück. Ihr Vater verschaffte mir ein Asyl bei guten würdigen Leuten; eine kleine Summe hatte ich mir erspart, seine Freundlichkeit mag sie, ohne daß ich es merkte, vergrößert haben. Durch seine Vermittlung kam ich nach Leipzig, nach Weimar, meine Stimme auszubilden, ich will mich durch Gesangunterricht ernähren . . .“

„Durch Unterricht! In Mühsal und Beschwerde! Sie, der das Leben immer nur lächeln, immer nur Blumen streuen sollte.“

„Bisher hat das Schicksal unerbittlich das Gegentheil von alledem gethan.“

„Ich kann, ich mag Sie mir nicht mehr in Abhängigkeit denken. Hat Ihnen denn der Freiherr, hat Ihnen mein Vater nie ein Wort von dem Legat gesagt, das für Sie in unserem Hause liegt?“

Sie richtete sich schlanke und stolz auf: „Habe ich Ihnen nicht betheuert, Herr Strupp, daß ich nie auch nur einen Heller anrühren werde, den jene Menschen als ihren Besitz betrachten?“

„Aber eine letzte Gabe, die Ihnen ein Freund in Voraussicht seines Todes . . .“

Mit bitterem Lachen unterbrach sie ihn: „Erb-schleicherei, Diebstahl! Geben Sie jene Summe der Gräfin Lindenburg; Segen wird ihr das Geld nicht bringen. Ich fasse es nicht an, lieber spränge ich in das Wasser!“

„Um Ihrer selbst willen, Gabriele, mäßigen Sie sich, Sie sind überreizt.“

Um ihr glühendes Gesicht zu fühlen, schlug Gabriele den Schleier ihres Hutes zurück. „Dort unten ruht es sich gut,“ murmelte sie, auf die Wasserfläche

zeigend, die unheimlich in dem flimmernden Mondlicht glänzte. „Aber noch ist es nicht Zeit, es heißt weiter kämpfen. Ich erliege sonst nicht leicht den Erinnerungen, zu mächtig jedoch sind sie in den letzten Tagen auf mich eingestürmt. Seit ich jenen Becher in dem Juwelierladen erblickte . . .“

„Ihren Becher!“

„Nun ja, meinen Becher. Das war die letzte, die einzige Gabe des sterbenden Freiherrn, die ich annehmen durfte, von der mich, wie ich hoffte, nur der Tod scheiden sollte. Und doch . . .“

„Und doch haben Sie ihn verloren?“

Mit einer Bewegung, in der Verzweiflung und Scham sich ausdrückten, schlug sie die Hände über ihr Gesicht zusammen. „Das ist der schlimmste Fluch der Armut,“ rief sie mit krampfhaftem Schluchzen, „für sie gibt es nichts Heiliges, nichts Unantastbares, die Noth zwingt sie, zu verkaufen, was immer nur käuflich ist!“

„Arme, stolze Gabriele!“ — Er hielt ihre Hand fest in der seinigen. „Versprechen Sie mir, nicht wieder zu solch' Aeußerstem zu schreiten. Denken Sie, ich sei Ihr Bruder, lassen Sie mich für Sie sorgen. Ich weiß keine bessere Verwendung für meinen Reichtum, als daß er zu Ihrer Ruhe, zur Ausbildung Ihres Talents dient.“

„Ich danke Ihnen, Herr Strupp,“ sagte Sie mit einer gewissen Kälte, und da er verlegt ihre Hand fahren ließ, setzte sie sanfter hinzu: „Bergeben Sie meinen unfreundlichen Ton, ich wollte Ihnen nicht wehe thun, Arbeit und Armuth machen hart. Ich stehe gern in eigenen Schuhen und bin jetzt der Nothdurst enthoben . . . Das ist es nicht, weswegen ich Ihren Rath erbitte; Ihr Name, die flüchtige Begegnung mit Ihnen in glücklicheren Tagen haben mir Muth gemacht . . .“

„So reden Sie nur, mein Fräulein, was bekümmert Sie?“

„Ich fürchte ein Zusammentreffen mit der Gräfin Lindenburg oder mit ihrem Sohne. In ihrer Unverföhnlichkeit wird diese Frau nichts schonen, um mich von der Stätte, wo ich Aufnahme gefunden, wieder zu vertreiben. Sie kann, sie will mich nicht in ihrer Nähe dulden. Es ist nicht allein die Leidenschaft des Grafen für mich, die sie ängstigt; sie sorgt, daß ich einmal die Geheimnisse ihrer Familie verrathen könnte. Mit Anklagen und Verleumdungen wird sie mich bei meiner Beschützerin, bei meiner Freundin anschwärzen. Soll ich den Sturm erwarten oder soll ich Cäcilien und ihrer Mutter mein ganzes trauriges Leben eröffnen? Sie kennen die Damen besser und länger,

rathen Sie mir! Denn wie oft hat ein ehrliches Bekenntniß mehr Unheil angerichtet, als Lüge und Verrath!"

Karl überlegte eine Weile. „Leicht erschreckt das Ungewöhnliche, es ruft allerlei Nachfragen und Nachforschungen hervor, die wir besser vermeiden. In der großen Stadt ist die Spur eines Einzelnen so schwer zu finden, leiten wir Ihre Verfolger nicht selbst darauf. Ich möchte, daß Sie denselben ganz frei, ganz unabhängig, in einer Stellung gegenüber träten, zu der die Pfeile des Hasses und der Bosheit nicht hinaufreichten.“

„Citler Wahn! Wo wäre ein solcher Platz, den der Blitz verschont, für mich?“

Mit einem schrägen Blick streifte er sie und sagte, ihre Hand leise drückend: „Verzeihen Sie mir! Nur wenige Tage noch Geduld und Schweigen. Inzwischen bereite ich Frau Grunow unmerklich vor, damit die Enthüllung des Geheimnisses, wenn sie Ihnen wünschenswerth erscheint, Ihre Beschützerin nicht allzusehr überrascht.“

„Ich danke Ihnen, Herr Strupp, und werde Ihnen folgen. Aber das Unglück ist mit mir! Jetzt, wo es zu spät ist, bereue ich es, Sie in diese traurigen Verhältnisse hineingezogen zu haben. Ich hätte mich in diesem Meer des Elends auf meine eigene

Kraft verlassen oder darin untergehen sollen. Ach, daß auch dem Muthigsten Beklemmungen und Feigheit nicht erspart bleiben!“

„So bäumt sich Ihr Stolz schon gegen den Gedanken auf, daß ich Sie einige Schritte weiter auf Ihrem Weg schützend geleiten könnte!“ sagte er vorwurfsvoll.

„Uebel haben mir die Menschen mitgespielt, übler noch als der Zufall“ . . . Sie unterbrach sich selbst. „Haben Sie Mitleid mit mir; ich lese es in Ihren Augen, ich höre es aus Ihrer Stimme, daß Sie mir wohl wollen, daß ich Ihnen vertrauen darf. Meine Worte sind rauher als mein Herz. Gute Nacht!“

Hinter einem dichten Wolkenflor war der Mond versunken; nur schwach war an einem bleichen Silberschimmer die Stelle kenntlich, wo er am Himmel stand — hinter der Gartenthüre war Gabriele entschwunden, nicht einmal ihren leichten Schritt vernahm der draußen noch Harrende mehr. Wie ein Traum zerflatterte das Ganze. Aber in Karl's Herzen blieb gleichsam der Niederschlag dieses Traumes als ein unbeschreibliches Gefühl zurück — unbeschreiblich, denn so wohl und so weh war ihm niemals gewesen. Einem Schlafwandler gleich ging er noch viele Male unter den Bäumen hin und her; erwartete er das Mädchen wieder aus der Thüre treten

zu sehen? — Er war von dem Gegentheil überzeugt, aber es bereitete ihm eine eigene Freude, die Schritte, die er mit ihr zusammen gemacht, noch einmal zu thun. Dabei ward die Nacht kälter und der Wind fauste unheimlicher. Als der Frost und das Unbehagen endlich über seine erhobene Stimmung siegten und ihn nach Hause trieben, war sein Geschick entschieden: er liebte Gabriele!

Ohne Eltern, deren Wille und Mahnung auf ihn ihren berechtigten Einfluß hätten üben können, sein freier Herr, nicht nur ein reicher, sondern auch in seinem Denken und Empfinden ein unabhängiger Mann, warum sollte er das Mädchen, das er liebte, nicht heirathen? Die klugen Leute mochten den Kopf darüber schütteln, daß Karl Strupp eine arme Gesangslehrerin, eine Gesellschafterin sich zur Gattin erwählte; da er immer für einen seltsamen Kauz gegolten, lag ihm die Meinung der Welt nicht sehr am Herzen. Zu den vielen Streichen seines Humors war dies einer mehr. Ach! seufzte er, und er wird sicherlich nicht der letzte sein. Warum zögerte er, ihr seinen Antrag zu machen?

Unstät wanderte er so in mancherlei Gedanken am nächsten Morgen in seinen Zimmern hin und her. Zuweilen griff er nach seiner Geige und spielte ein

paar Takte darauf. Dann nahm er den Becher Lucretia's in die Hand und betrachtete ihn. Von seinem vergoldeten Boden leuchtete ihm Gabrielen's Antlitz entgegen. Um das nackte Leben zu fristen, hatte sie ihn verkaufen müssen, zu stolz, ein Geschenk anzurühren, dessen Größe in den Augen Hermann's und seiner Mutter ein Vorwurf für sie war. Mitleid und Bewunderung für sie ergriffen ihn. Wenn er ihr den Becher fandte, als ihr Eigenthum und zugleich als erste Gabe seiner Freundschaft, seiner Liebe? Freundschaft — wie hatte er nur vergessen können, daß er auch Hermann seinen Freund nannte? Er hatte Jenen sein Geheimniß ausplaudern lassen, aber statt Aufrichtigkeit mit Aufrichtigkeit zu vergelten, verschwiegen, was er selber wußte. Wenn er jetzt Gabrielen seine Liebe gestand und um Erwidderung bat, betrog er nicht den Freund? Konnte es für einen Ehrenmann eine andere Lösung aus dieser Verwickelung geben, als dem Grafen zu erklären: „Ich kenne jene Gabriele, von der Sie zu mir gesprochen, ich liebe sie!“ Gewiß, dies war das Gebot der Pflicht, der Wahrheit, und es erschien so einfach, so klar, hätte nur seine Erfüllung nicht unmittelbar Gabriele in Mitleidenschaft gezogen und dem Grafen den Zugang zu ihr geöffnet. So hin- und hergerissen, entschied sich

Karl für das Abwarten, unbewußt gehorchte er der Trägheit und Unentschlossenheit seines Wesens. Er hatte diesen Knoten nicht geschlungen, vielleicht that der Zufall ein Uebriges, ihn zu entwirren. Männlich wollte er seine Neigung in sich verschließen und sich der Vortheile seiner Stellung begeben, nicht in heimlicher und unehrenhafter Weise einen Vortheil über seinen Nebenbuhler zu erringen suchen.

Die Klugheit und die Sitte der Gesellschaft hießen ihn für die nächsten Tage das Haus der Frau Grunow meiden. Aber daran konnten sie ihn nicht hindern, wiederholt daran vorüber zu gehen und zu fahren, in der Hoffnung, die er selbst eine Thorheit schalt, die Geliebte oder doch wenigstens ihren Schatten am Fenster zu erblicken, und seinen Unstern anzuklagen, wenn sein Bemühen vergeblich gewesen.

Nur war er nicht der Einzige, der dies Haus umkreiste, und der Andere hatte mehr Kühnheit und Soldatenlist. Bei einem Ritt durch den großen Garten vor dem Thore war Graf Hermann einem Wagen mit zwei Damen begegnet. Rasch hatte die eine den Kopf zur Seite gewandt, allein wie wäre dies Antlitz vor ihm zu verbergen gewesen? Er hatte Gabriele erkannt und war dem Wagen hartnäckig in einer weiteren Entfernung, um den Damen nicht beschwerlich

zu fallen, gefolgt. Seitdem beobachtete er das Haus, des Augenblicks gewärtig, der ihm den Zutritt gestatten würde; Wuth und Zorn gegen den Freund in der Brust, der ihm den Aufenthalt des Mädchens so heimtückisch verschwiegen.

An diesem Abend meldete der Diener dem Fräulein einen Fremden, der sie dringend zu sprechen wünsche. „Sein Name?“ wollte sie fragen, als die Thüre schon von dem Ungeduldigen aufgerissen wurde. Ein Wink gebot dem über solche Kühnheit erstaunten und erschreckten Diener, sich zu entfernen; Hermann und Gabriele standen sich gegenüber. Mit rascher Geistesgegenwart hatte er die Gelegenheit, wo er sie allein im Hause wußte, ergriffen. Ermuthigend war der Blick und die Haltung, in der sie ihn empfing, nicht; betreten wagte er nicht, ihr näher zu treten. Hochaufgerichtet, die linke zusammengeballte Hand auf der Platte des Tisches, stand sie da, die Rechte wie zur Abwehr gegen ihn erhoben. Von einer Ampel erhielt das Gemach ein mildes gleichmäßiges Licht. Gabriele trug ein einfaches, glatt niedergehendes Kleid von weißem Wollenstoff; ihr bleiches starres Gesicht, dies Gewand, ihre fast regungslose Haltung gaben ihr etwas von einem Marmorbilde.

„Gabriele!“ fing der junge Graf leidenschaftlich die Hand nach ihr ausstreckend an.

„Darf ich bitten?“ Sie zeigte kühl und streng auf einen Sessel, der neben dem Tisch stand. Aber sie selbst rührte sich nicht von der Stelle.

„So sehen wir uns wieder,“ brach er aus. „Nach anderthalb Jahren! Nachdem Sie mich durch Ihre Flucht in Verzweiflung gestürzt, nachdem ich diese Minute mit tausend Wünschen und Gebeten herbeigesehnt. Nicht diesen Blick, nicht diese Kälte! Reden Sie, gießen Sie Ihren Zorn über mich aus; drohen, strafen, verwünschen Sie mich . . .“

Um ihren Mund zuckte es, doch erwiderte sie mit einer gewissen Gelassenheit, wie auch ihre Stimme beben mochte: „Herr Graf, Sie täuschen sich in dem Orte. Es ist nicht mehr Ihr Schloß, in dem Sie diese Worte an mich richten, es ist ein fremdes Haus. Nichts zwingt mich hier, Sie anzuhören. Was führt Sie her, was haben Sie mir zu sagen?“

„Wenn der Ton meiner Stimme, statt zu Ihrem Herzen zu dringen, Sie verletzt, ist mein Geschäft aus, noch ehe es begonnen. Ich glaubte, daß Sie nach so langer Trennung einen Freund mit andern Augen wiedersehen würden.“

„Ich habe die Freundschaft des Grafen Lindenburg

nie erfahren und nie erfahren mögen. Sie wollen wieder aufbrausen und mir von Ihrer Liebe erzählen...“

„Ja, von meiner Liebe!“ fiel er ihr heftig in's Wort. „Verdient meine Treue, meine Huldigung, meine Leidenschaft die Behandlung, die Sie mir zu Theil werden lassen? Bin ich ein Schelm, ein Wicht, den man mit dem Fuße von sich stößt?“

„Was fällt es Ihnen ein, sich mir nachzudrängen, auf Schritt und Tritt? Ich werde Sie niemals lieben.“

„Warum, weil ich ein Graf und Sie ein armes Mädchen sind? Was kümmert sich mein Herz darum? Ob Sie schuldig, ob Sie unschuldig sind — Ihre Augen haben dies verzehrende Feuer in mir entzündet und Sie müssen es löschen.“

„Lassen Sie mich eins Ihnen sagen, Herr Graf. Von Anfang an haben Sie geglaubt, in mir eine Sklavin zu sehen; eine Dienerin, die sich durch die Liebfosungen des gnädigen Herrn geehrt fühlen mußte. Die Liebe, von der Sie mir vorschwärmen, ist nichts als Zorn und Haß über meinen Widerstand. Sie wollen mich besitzen, selbst um den Preis Ihres Namens, weil es Ihrer Eigenliebe unerträglich scheint, daß Ihnen ein Weib trotz. Ich aber, ich erniedrige mich nicht zu dem Spielwerk Ihrer Laune, ich bin mir selbst viel zu theuer, als mich so wegzuwurfen!“

Auch in ihr war der Zorn emporgelodert und drohend stand sie ihm gegenüber.

„Gabriele, bedenken Sie wohl, Sie haben es mit einem Rasenden zu thun. Reizen Sie mich nicht, sagen Sie mir ein gutes Wort . . .“

„Ich weiß keins. Aus Ruhe und Glück haben Sie mich aufgestört und mich dem Zufall und der Noth preisgegeben. Wie ein böser Geist erscheinen Sie jetzt wieder vor mir, als gönnten Sie mir keine Rast und keinen Frieden. Daß ich ein Mann wäre, anders als mit Worten würde ich mich vertheidigen! So bin ich nur ein Weib und kann Sie nur noch einmal bitten: verlassen Sie mich!“

„Und ich mag mich nicht von Ihnen wegschicken lassen, wie ein ausgescholtener Schulknabe. Ich will Ihren Trotz niederzwingen . . .“

Alles an ihm funkelte und bebte. Er schien besinnungslos zu einer Gewaltthat fortgerissen zu werden.

„Nun, so muß ich denn bei einem Andern, bei einem bessern Manne Schutz vor Ihnen suchen.“

„Schlange! Bei Karl? Oho, wähnst Du, ihr könntet mich Beide ungestraft betrügen?“

„Betrügen! Ein Mann, der Sie rettet?“ sagte sie mit einem Ton hochfahrenden Mitleids, der ihn des letzten Restes ruhiger Ueberlegung beraubte.

„Dieser Wucherer — ich schieße ihn nieder wie einen tollen Hund!“ Es flimmerte ihm vor den Augen und einem Besessenen gleich hob er die Faust gegen sie — sah er den Nebenbuhler vor sich und rüstete er sich, ihn mit einem Schlage niederzustrecken?

„Ein Mann erhebt den Arm gegen ein Mädchen — das ist unedel!“ rief hinter ihm eine helle Stimme und er fühlte etwas wie einen leisen Schlag auf seine Schulter. Es war eine kaum merkbare Berührung mit dem Griff eines Schirmes; wüthend wandte er sich um.

„Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich Sie berührt habe,“ sagte mit blitzenden Augen Cäcilie, sich auf ihren Beinen erhebend, um größer zu erscheinen. „Ich that es Ihetwegen, um Ihnen ein Erröthen zu ersparen.“ Und die Freundin umfassend, als müsse sie ihr zum Schilde dienen, zog sie Gabriele mit sich fort.

Einen tiefen Athemzug holte Hermann, schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirne und sank in einen Sessel. Er hatte dieselbe Empfindung wie damals, als ihn bei Königgrätz im wildesten Handgemenge der Säbelhieb des Gegners getroffen und er von dem sich bäumenden, durch eine Flintenkugel verwundeten Pferde niederstürzte. Und dennoch hätte er viel lieber unter Sterbenden und Todten gelegen,

während der Reitersturm weiter über ihn fortsauste, als hier in dem stillen Zimmer, auf dem weichen Polster. Nichts regte sich, sanft und ruhig leuchtete das Licht der Ampel, um so ungestümer pochte sein Herz, um so beschämender waren die Gedanken, die auf ihn einstürmten. Wie ein Unsinniger, wie ein berauschter Wüfling hatte er sich betragen! Er, der Graf Lindenburg, der bisher trotz seiner Schulden und Streiche immer für ein Vorbild aller Ritterlichkeit gegolten! Was mußten die Mädchen von ihm denken, vor Allem die Kleine! — Er faßte nach der Schulter, dort, wo ihr Schirm ihn berührt; es schmerzte ihn, als hätte der leise Stoß ihm eine schwere Wunde verursacht. Ohne Zweifel hatte sie schon eine Weile in der Thüre gestanden und sein Toben mit angehört. Wenn wir selbst am stärksten unsere Schuld fühlen, suchen wir am eifrigsten einen Gegenstand, auf den wir die größere Hälfte des begangenen Fehlers schieben. Nicht sein zuchtloses Eindringen in ein Zimmer, das ihm hätte doppelt heilig sein sollen, nicht seine Hestigkeit, der herausfordernde Trotz Gabriels hatte Alles verschuldet. So gereizt hatte er sich vergessen, hatte er sich eine gerechte Demüthigung zugezogen. Wie er sie jetzt haßte, diese stolze Bettlerin! Keines Blickes würde er sie mehr würdigen. Mochte sie doch hinfahren

in Elend und Verderben, er hatte ihr zum letzten Male seine Hand geboten, sie aus Niedrigkeit und Dienstbarkeit emporzuheben. Ein Thor war er diese ganze Zeit über gewesen; einer Sirene war er nachgeeeilt, die über ihn spottete, die kein warmes Blut in den Adern hatte; er schüttelte sich; Scham, Reue, Ingrimme kämpften vereint die Liebe nieder . . .

Er sprang auf — aber konnte er sich so, ohne wenigstens den Versuch einer Entschuldigung bei der Herrin des Hauses zu machen, entfernen? Im Nebengemach war Niemand, zu rufen, den Klingelzug zu ziehen wagte er nicht. Die nächste Thüre führte ihn auf den Korridor. Hier stand der Diener, der ihn bei Gabrielen angemeldet; sicher hatte er von dem kleinen herrischen Mädchen den Auftrag erhalten, des fremden Herrn zu warten und ihn hinaus zu geleiten. „Ich muß Fräulein Cäcilie Grunow sprechen,“ sagte er hart und trotzig auf ihn zutretend und glättete mit einem Goldstück die bedenklich krause Miene des Dieners. „Ich gehe nicht von der Stelle, bis sie mir diese Gunst gewährt hat.“

Wäre er in der Stimmung eines Gleichgiltigen gewesen, er hätte über sich selbst lachen müssen, daß er nun nach längerem Warten denselben Weg wieder zurückging, denselben Salon betrat. Mit großer Selbst-

beherrschung und ohne Zwang erwiderte das kleine Mädchen seinen Gruß. Als er nach einer tiefen Verneigung aufsaß, fand er freilich, daß sie weder klein noch häßlich sei. Wenn Reichthum, Bildung und eine natürliche Anmuth sich vereinigen, so verleihen sie auch einem Alltagsgesicht einen Schimmer der Schönheit und geben einem kleinen, jungen Mädchen eine große Gewalt über einen stattlichen Dragoneroffizier. Was Hermann stotterte, wußte er nicht — aber das Fräulein ihm gegenüber schien anzunehmen, daß es eine genügende Entschuldigung sei. „Ich werde Ihre Erklärung, Herr Graf, meiner Freundin überbringen,“ sagte sie, „und wir Beide wollen uns bemühen, jenen peinlichen Auftritt zu vergessen.“

„Nur zu vergessen?“ erwiderte er gepreßt, „nicht auch zu verzeihen?“

„Ich kann für meine Freundin nicht gut sagen; sie ist schwer gekränkt.“

„Aber Sie vergeben mir?“ bat er. „Es ist zu beschämend für mich, aus Ihrem Hause ohne diese Versicherung zu gehen.“

„Ich hoffe, Herr Graf, daß Sie meine Vergebung dadurch verdienen, daß Sie die Ruhe meiner Freundin fortan nicht mehr stören.“

Hermann empfand plötzlich eine eigenthümliche

Luft, das Gespräch fortzusetzen; allein die „Kleine“ hatte bei den letzten Worten sich mit einem Gesicht und einer Bewegung ein wenig erhoben, die unzweideutig ihren Entschluß ausdrückten, die Unterhaltung zu beendigen. Der Graf war in einem solchen Wirbel, daß er ihr wie einer Fürstin zwei Verbeugungen machte, ehe er die Thüre gewann. Das waren zwei Niederlagen auf einmal, murrte es in ihm, als er auf der Straße war, und die zweite that ihm in diesem Augenblick noch weher, als die erste. Die Damen der aristokratischen Gesellschaft waren über seine „geistreiche“ Unterhaltung und sein Erzählertalent stets entzückt gewesen — und hier wies ihm ein Bürgermädchen, eine Kaufmannstochter, kurzweg die Thüre. Revanche für Sadowa, rief er, als ob er ein Franzose gewesen. Er brauchte nicht lange auf einen Gegenstand für seine Rache zu forschen. Dieser Strupp — er kannte Gabriels Aufenthalt . . . Diese Heuchlerin! Sie hatte ein Liebesverhältniß mit ihm. Morgen wollte er den Kauf von Heinrichsfelde rückgängig machen; das war Sache des Notars; morgen den treulosen Freund fordern, niederschließen; das war seine eigene Sache. Am liebsten hätte er schon heute das Pistolenduell zu Ende gebracht, in der nahe gelegenen Haide, es war

heller Vollmondschein — mit den Waffen wußte er immer besser umzugehen, als mit dem Gelde.

Zu derselben Stunde, wo Hermann in den Straßen in solch' kampfwüthiger Stimmung auf- und niederlief, ohne Zweck und ohne Ziel, nur um sein wildes Blut zu beruhigen, wurde Karl in seinem elegischen Geigenspiel durch die Ankunft Gabrielens in seiner Wohnung unterbrochen. Beinahe wäre ihm die kostbare Violine — ein Meisterstück der alten Geigenbauer von Cremona — aus den Händen gefallen, als er die feine Gestalt des Mädchens in der Thüre der Bibliothek erscheinen sah. War es nur seine Phantasie, die ihm das Bild der Geliebten vorzauberte, oder war es die holde Wirklichkeit? Sie hatte sich von dem Diener nach der Bibliothek führen lassen und, da er das Spiel des Herrn zu stören zögerte, hatte sie ungeduldig die Thüre selbst geöffnet. Aber es war das letzte Aufflammen ihrer Willenskraft, die Kniee wankten unter ihr und sie drohte zusammenzubrechen. Der Anblick ihrer Muthlosigkeit, der Schwäche, der sie ohne seine rasche Hilfe vielleicht erlag, riß ihn aus dem Bann der Befangenheit; er eilte hinzu, ihr einen Sessel zuzuschieben. Schwer, als wäre sie von Erz gewesen, sank sie hinein, die Hand auf ihr Herz gepreßt. Eine Weile stand Karl vor ihr, ohne sich zu

regen; ebenso sehr fürchtete er sich, durch eine Frage ihre Aufregung zu vergrößern, als zu hören, was geschehen,

Mit einem Ruck fuhr Gabriele in die Höhe und schlug die Hände über das Gesicht zusammen. „O, ich Unglückselige, was habe ich gethan!“

Aus dem unstillen Blick, mit dem sie umhergeschaut, schloß er, daß sie darüber erschreke, sich in dem Zimmer eines Fremden zu befinden. „Sie sind bei Ihrem treuesten Freunde,“ tröstete er, „hier wird Ihnen kein Unheil, kein Verfolger nachdringen.“

„Ich bringe das Unglück mit mir,“ antwortete sie bitter, „wie ich es Ihnen neulich verkündigt, ich trage eine Botschaft vom Grafen Lindenburg an Sie.“

„Von Hermann, an mich? Sie haben ihn getroffen?“

„Er will Sie tödten. Sie und mich!“

Trotz der Erschütterung, in der sie war, konnte sich Karl nicht enthalten, in seinem trockenen humoristischen Tone zu entgegnen: „Unbesorgt, das wird er bleiben lassen, damit schösse er sich selbst tod!“

„Aber er ist im Zustand eines Wahnsinnigen und jeder tollsten That fähig,“ erwiderte sie in fliegender Hast. „Mich trieb eine namenlose Angst zu Ihnen, dem Wüthenden hier — hier zuvorzukommen . . .“

„Gute, theure Gabriele!“ So groß war ihre

Bestürzung oder ihre Theilnahmlosigkeit, daß sie seine Küsse auf ihre Hand duldete.

Allmählig fand sie dann Besonnenheit und Klarheit wieder, um dem Freunde das Ereigniß zu erzählen. Mit Thränen, die sie nur mühsam erstickte, klagte sie sich wegen ihrer Heftigkeit an; eher würde ihre Gelassenheit Hermann gebändigt haben, aber zu schwer habe er sie gekränkt. Als die Freundin sie nach ihrem Gemach geführt, habe sie zu spät ihren Fehler erkannt. Ihre Einbildungskraft habe ihr das Aeußerste und Entsetzlichste vorgespiegelt, einen blutigen Kampf beider Männer; sie habe den Mantel umgeworfen und alle Rücksichten beiseite gesetzt, um ihn vor dem Angriff des Grafen zu warnen.

Seinerseits erschöpfte sich Karl in Danksgungen; bereitwillig ging er auf ihre Anschauungen ein und suchte nur leise hier und dort eine mildere Ansicht geltend zu machen, um sie unmerklich friedlicher zu stimmen. Einmal hätte es ja doch zu einer Aussprache zwischen ihm und dem Grafen kommen müssen, nun habe der Zufall die Schwierigkeit gelöst und das erste Wort gesprochen, je früher um so besser. Ueber die Folgen solle sie nicht sorgen, der Graf werde sich befänftigen, Zeit gewonnen sei bei Hermann's lebhaftem, aufflackerndem Wesen Alles gewonnen.. Unvermeidlich

scheine es ihm dagegen, Cäcilien's Mutter in ihr Geheimniß einzuweihen; die kluge Frau werde den Vorfall, der kaum verschwiegen werden könne, zart und verständig auszugleichen wissen.

Ungläubig und traurig schüttelte Gabriele den Kopf. „Nein, Schuld wird sich an Schuld reihen, ich ziehe Blitz und Donner mir nach. Gäbe es nur einen Ort, wo ich mich auf immer verbergen könnte! Was gewährt mir die Welt? Ich bin eine Waise, ich zählte noch nicht zwei Jahre, als ich meine Mutter verlor. Gute, barmherzige Leute haben mich auferzogen, ich ersetzte ihnen ein früh verstorbenes Kind. Was sie besaßen, verwandten sie auf meine Erziehung. Mein Pflegevater war ein Dorfschullehrer in besseren Umständen, die Frau hatte ihm ein mäßiges Vermögen zugebracht. Da hab' ich die glücklichsten, die heitersten Jahre meines Lebens auf dem Lande, im Walde und auf der Wiese vertummelt und verträumt. Herangewachsen, ward ich in eine Pension geschickt, ich lernte, ich arbeitete; das Gespenst der Zukunft fing an mich zu ängstigen. Die Nothwendigkeit, Alles dem eigenen Fleiß, der eigenen Thätigkeit verdanken zu müssen, stärkt wohl die Seele, aber raubt ihr den Schmelz. Denn was nützt der Fleiß, das mühseligste Ringen, wenn ihnen die Gunst des Zufalls fehlt? Und über

mir und meinem Leben liegt ein Schatten, die Ahnung, die mich nie verläßt, daß ich zum Unglück geboren bin. Ich bildete mich zur Lehrerin aus, meine Pflege-Eltern starben rasch hintereinander und hinterließen nichts. Vermuthlich hatten die Kosten meiner Erziehung ihr Kapital aufgezehrt. Mit siebenzehn Jahren stand ich allein. Die weite Welt! Ach, Sie glauben mir wohl, daß sie mir als der freudloseste, unwirthlichste Ocean, als eine unermessliche, gähnende Tiefe voll unbekannter Schrecknisse erschien. Da mir Alle fremd waren und ich keine Heimath mehr hatte, fiel es mir weniger hart und peinlich, bald in diesem, bald in jenem Hause als Gouvernante zu dienen. Wie ein Schatten glitt ich durch alle hin, meines Bleibens war nirgends. Viel Wechsel und doch beständig dieselbe graue Eintönigkeit, dieselbe Mühsal, dieselben Anfechtungen und die Erkenntniß von der vollkommenen Nutzlosigkeit aller Anstrengungen. So sind mir mehrere Jahre vergangen, bis ich einer Einladung des Freiherrn in sein Haus folgte. Dort lächelte mir eine kurze Frist fröhlicher Sonnenschein, die heiteren Tage meiner Kindheit schienen zurückgekehrt zu sein — Sie wissen es ja, wie kurz der Traum war!“

Schweigend saßen sie sich gegenüber, ihn hatte ihre Erzählung noch weicher und sentimentaler gestimmt.

Welch' andere blühende Jugend hatte er genossen und er wagte noch jetzt von einem verfehlten Leben zu sprechen! Durfte er seine phantastischen Leiden mit den bitteren Entbehrungen und Qualen vergleichen, durch die sich Gabriele gekämpft? Zu seiner Reigung für sie gefellte sich ein Gefühl der Bewunderung für ihren Muth und ihren Stolz.

„Ein hartes Loos!“ sagte er. „Aber wie haben Sie es ertragen, Sie sind eine Heldin! Nur gestehen Sie es, daß Sie Welt und Menschen mit furchtsamen Augen betrachten. Sie weigern sich, eine Gutthat anzunehmen, weil Sie fürchten, dadurch gebunden zu werden. Wissen Sie, woran Sie mich erinnern? An die Schwanenjungfrau im Märchen, die eilig dahinflieht, in ewiger Sorge, ihr Schleier möchte an den Zweigen der Bäume, an den Hecken des Wegs hängen bleiben und sie dadurch in die Gefangenschaft der Sterblichen gerathen. So kann, so darf es nicht fortgehen. Sie müssen sich entschließen, das Legat des Freiherrn oder die Hilfe Ihrer Freunde anzunehmen, damit Sie Ihrer Kunst und des Lebens froh werden. Von der Welt der Erscheinungen Idealität zu verlangen, ach! Gabriele, es ist eine Thorheit; Sie haben es in der Noth und in der Arbeit, ich hab's im Reichthum und Müßiggang erfahren. Das Ideal in

unserer Brust zu bewahren, damit müssen wir uns begnügen. Wenn Sie frei und unabhängig dastehen, wird auch Graf Hermann seine Verwegenheit mäßigen.“

„Sie mögen Recht haben, ich bin ihm noch immer die Vorleserin seines Oheims.“

„Getrost, ich hoffe, er hat Sie heute zum letzten Male gequält. Ich sende Ihnen morgen Ihr Eigenthum, vielleicht enthält das Packet ein letztes Wort, eine letzte Mahnung des Freiherrn an Sie und klärt seine Freigebigkeit, die Ihnen jetzt so bedenklich erscheint, natürlich auf.“

„Ich will nichts von seinem Gute.“

„Sie sind nachher die freie Herrin Ihres Willens und können mit jener Summe nach Belieben verfahren, aber der Wunsch eines alten Freundes verdient doch Berücksichtigung . . .“

„Ich thue etwas, was mich reuen wird,“ sagte sie, durch sein Drängen unschlüssig geworden. „Auf morgen denn! Und sie geben mir die Versicherung, daß Sie jedem Streit mit dem Grafen ausweichen werden?“

Indem erhob sich in einem der vorderen Zimmer ein Wortwechsel, der von Minute zu Minute heftiger anschwoh. Angstvoll hatte sich Gabriele von ihrem Sessel erhoben. Beide vernahmen die laute und barsche

Stimme des Grafen: „Sie sind ein Narr,“ schrie er, „ich lasse mich nicht abweisen. Herr Strupp ist zu dieser Stunde immer in seiner Wohnung . . . Aus dem Wege . . .“

„Barmherzigkeit!“ rief Gabriele. „Er bricht sich Bahn zu Ihnen . . . Wenn er mich hier findet . . . O, mein Gott, was habe ich gethan!“

Erst jetzt offenbarte sich ihr wie in der grellen Beleuchtung eines Blitzes die Kühnheit ihres Schrittes, das Ungewöhnliche ihres Wagnisses. In später Abendstunde hatte sie das Haus eines jungen Mannes aufgesucht, sie war allein mit ihm — was fragte die Geschwägigkeit, die Verleumdung nach den Gründen, die sie vorwärts gedrängt? Was galt den Spöttern ihre Seelenangst? Und wie all' diese Gedanken plötzlich mit der Geschwindigkeit des Lichtstrahls durch ihre Gehirn fuhren, zuckte es in ihrem Herzen. War es nur die Sorge, nur die Pflicht, einen Ahnungslosen vor drohender Gefahr zu warnen, war es kein anderes wärmeres Gefühl gewesen, das sie hierher getrieben? In Flammen der Scham schlug es ihr in diesem bangen Augenblick über das Gesicht.

„Dort hinaus, liebste, theuerste Gabriele!“ sagte Karl und geleitete sie zu einer Seitenthüre. „Bleiben Sie ganz ruhig, ich schicke Ihnen sogleich einen Diener,

der Sie nach Hause führen wird. Ihr Besuch hatte keinen anderen Zweck als jenes Dokument zu fordern; Sie waren bei dem Inhaber der Firma Strupp und Compagnie."

„Sie wollen dem Wüthenden entgegengehen?"

„Nein," erwiderte Karl, „ich füge mich in das Unvermeidliche und empfangen ihn hier . . ."

„Und wenn er Sie fordert? O, Karl . . ."

„Gabriele!" — Er drängte sie beinahe gewaltsam hinaus, ihm schwindelte, aber vor Freude.

Karl hatte gerade noch Zeit, eine Feder zu ergreifen und seinen Auftrag an den Diener niederzuschreiben, da ward die Thüre aufgestoßen und Graf Hermann stürmte herein. Hinter ihm der Bediente.

„Dort ist der Herr!" rief tobend der Graf. „Zagen sie den Flegel aus Ihrem Dienst, Strupp! Er hat mich belogen! Behauptete, Sie wären ausgegangen. Ich kannte aber Ihre Geigenstunde, richtig, da liegt der Fiedelbogen."

„Und dennoch, mein lieber Graf," antwortete Karl aufstehend und Hermann mit dem sanftesten Blick seiner braunen Augen streifend, „hatte Philipp Recht. Ich bin nicht zu Hause. Wenn ich für Sie eine Ausnahme mache, geschieht es nur aus Freundschaft. Bitte, nehmen Sie Platz. Philipp, den Zettel an Johann,

es muß sogleich besorgt werden. Sie bleiben in der Nähe.“

Karl's Kaltblütigkeit ernüchterte ein wenig die Hefigkeit des Edelmanns. Dazu hatte das Gezänk mit dem Diener die erste Sturzwoge des Zornes gebrochen. Auf den Straßen hatte es Hermann nicht länger gelitten, es war ihm ein unabweisliches Bedürfniß, sich auszutoben. War es nicht das Rätlichste, er begab sich noch in dieser Stunde zu Karl und forderte ihn? Frische Fische, gute Fische! Mit dieser Absicht war er die Treppe hinaufgestürmt und eingedrungen. Jetzt sah er sich doch etwas scheu und verlegen in dem Saale um. An den Wänden Bücher und Bilder, dort in der Nische die Gestelle, welche die kostbaren Gläser und Krüge, Becher und Schüsseln trugen, die Karl sammelte. Ein durchaus friedlicher und zur Stille zwingender Anblick. Auf dem Tisch, neben Zeitungen, Büchern und Papieren lag die Geige; auf einem kleineren stand die geschliffene Glasflasche mit rothem Wein. Hermann empfand, daß ihm die Zunge am Gaumen klebte, er lechzte nach einem Trunke.

„Sie bleiben in der Nähe?“ fragte er mit heiserem Ton. „Was soll das heißen, Strupp? Haben Sie Furcht vor mir?“

Der Bankier sah ihn groß an, lachte und er-

widerte: „Glaubte nur, daß Sie ein Glas Wein nicht verschmähen würden, und daß Philipp uns eine bessere Flasche besorgen könnte, als jene dort.“

„Einerlei, schenken Sie ein!“

Karl füllte schweigend die Gläser, schweigend stießen sie mit einander an. In krause, düstere Falten zog der Graf die Stirn, als er das Glas hastig geleert; er besann sich, wie er den Streit mit möglichstem Anstande beginnen könne. „Schmeckt Ihnen der Wein nicht?“ meinte Karl. „Ich sagte es Ihnen ja, er ist zu leicht.“

Er hatte sich erhoben und wollte nach der Klingel greifen; seinen Arm fassend, hielt ihn Hermann zurück.

„Strupp“, rief er polternd, „Sie haben mich bis auf den Tod beleidigt, Sie werden mir Genugthuung geben!“

„Warum nicht? Aber das hindert doch nicht, daß ich Ihnen zunächst besseren Wein vorsehe?“ Und in seinen amerikanischen Ton fallend, fuhr er fort: „Calculire, daß wir uns gegenseitig Erklärungen zu machen haben.“

Mit einer geschickten Wendung hatte er sich von dem Grafen befreit, zog die Klingel und gab dem Diener seine Befehle. Gelassen kehrte er dann an den

Tisch zurück. „Sie haben das Vorrecht des Gastes,“ sagte er sich sehend. „Was werfen Sie mir vor?“

„Berrath!“ schlug Hermann mit der Hand auf die Tischplatte, daß die Gläser zitterten. „Doch so können wir nicht weiter reden, Wind und Sonne sind nicht gleich zwischen uns getheilt.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Der Kauf von Heinrichsfelde muß rückgängig werden . . .“

„Vergessen Sie nicht, daß die Kontrakte zur Unterschrift uns vorliegen, daß . . .“

„Ich werde nicht unterschreiben, Niemand kann mich dazu zwingen . . .“

„Gewiß nicht, aber wir werden klagen.“

„Das wäre unehrenhaft!“

„Unehrenhaft, wenn wir unsern Anspruch, unser Recht wahrten?“ Karl hatte seine Brauen dichter zusammen gezogen. „Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß Sie in einem schlimmen Irrthum befangen sind. Nicht mit mir, nicht mit Ihrem Freunde Karl Strupp haben Sie den Kauf abgeschlossen, sondern mit Strupp und Comp., das ändert die Sache.“

„Juristische Spitzfindigkeiten, Advokatenkniffe!“

„Der Name thut nichts; Sie haben von Strupp und Comp. das Angeld erhalten, für andere Summen

haben wir gut gesagt, können Sie das ausgleichen?“ Hermann stützte den Kopf in die Hand. „Sie können es nicht“, sagte Karl leise — eben brachte der Diener den Wein.

So hoch die Wogen in Hermann's Brust gingen, in Sturm und Brandung trat eine geraume Pause ein, in der Karl die neuen Gläser füllte.

„Ein Freund redet zu Ihnen, Graf Lindenburg,“ sprach er dabei. „Trauen Sie meiner Geschäftskennntniß, Sie haben und finden auf der Stelle keinen Käufer, Ihr Rücktritt von unserem Kontrakt giebt Sie nur Ihren Gegnern, den Wucherern wieder preis. Stellen Sie Ihre Ehre sicher, indem Sie Ihrem Worte treu bleiben, und im Uebrigen trennen Sie meine Wenigkeit, von der Sie Genugthuung fordern, von Strupp und Comp. Thuen Sie es mir zu Liebe“, setzte er mit einem so komischen Ausdruck hinzu, daß Hermann wider Willen lachen mußte.

„Aber glauben Sie nicht, daß dies Lachen Sie vor meinem Zorne rettet!“ Damit suchte er die Wirkung seiner guten Laune wieder zu vernichten.

„Ich glaube nichts, sondern erwarte Ihre Eröffnungen und Anklagen.“

„Wozu das Gerede? Sie wissen so gut wie ich, was mich gegen Sie empört hat, warum einer von

uns zu viel auf Erden ist. Sie kennen Gabriele, Sie haben sie vor mir verborgen gehalten, Sie lieben das Mädchen . . .“

„Und Sie wissen ebenso genau, daß diese Dame Sie nicht liebt, daß Sie vor Ihnen geflüchtet ist, und sollten als geborener Edelmann noch besser als ich die Ritterpflicht kennen und üben, unschuldig Verfolgte vor ihren Verfolgern zu schützen.“

„Sie gestehen also Ihren Treubruch ein?“

„Nichts gestehe ich ein. Ich habe Fräulein Osten bei der Frau Grunow gesehen; ich traf mit ihr zufällig auf dem Kirchhofe bei dem Grabe Ihres Oheims zusammen.“

„Und das Alles verschwiegen Sie mir?“

„Und würde es Ihnen immer verschwiegen haben, denn mit welchem Rechte beunruhigen und belästigen Sie eine Dame, die sie vermeidet, so viel sie kann?“

„Hat sie Ihnen dies gesagt?“ fragte Hermann höhniſch.

„Nein, Sie selbst haben es mir erzählt, Herr Graf, und die Verstörung, in der ich Sie sehe, läßt mich vermuthen, daß Sie vor Kurzem es von Neuem erfahren haben.“

„Herr, Sie beleidigen mich mit jedem Ihrer Worte von Neuem!“

„Ist es denn so schwer, daß Menschen sich verständigen?“ entgegnete Karl. „Bin ich es, der diese Verbindung hindert? Hindern könnte, wenn Sie und jene Dame sie herbeiführen wollten? Nein, das Schicksal, die Verhältnisse, der Wille Ihrer Mutter, der Wille des Fräuleins sind dagegen; Sie allein streben hartnäckig das Unmögliche an. Ich trete als Ihr Freund auf die Seite der Vernunft und der Sitte, und Sie nennen mein Verfahren Treubruch und Beleidigung.“

Indeß predigte er tauben Ohren; längst war der Graf jedem verständigen Worte unzugänglich geworden; in sich versunken, brütete er Rache. Hastig hatte er mehrere Gläser Wein hinuntergestürzt und die innere Gluth dadurch noch mehr entflammt.

„Strengen Sie Ihre Beredsamkeit nicht weiter an“, sagte er, „solche Verwickelungen, wie sie zwischen uns bestehen, brauchen eine blutige Lösung. Wenigstens nahm man das früher unter Ehrenmännern so an. Oder gehören Sie zu den Gegnern des Duells?“ Der Ton seiner Stimme hatte einen so hochmüthigen, boshaften und verletzenden Klang, daß sich auch bei dem bisher geduldigen Karl das Blut empörte.

Eine dunkle Röthe überzog seine Stirn, als er antwortete: „Ich halte den Zweikampf für eine bar-

barische Thorheit, aber ich bin gern bereit, sie mit Ihnen zu begeben.“

„Topp!“ schrie Hermann. „Sie sind ein Gentleman, Strupp!“ Er hatte die Flasche ergriffen und schenkte den Rest des Weines in die Gläser. „Zum letzten Male!“

„Bitte, dort steht mehr“ — deutete Karl nach einem Eckische, auf den der Diener mehrere Flaschen gestellt hatte.

„Waffen? Ort? Stunde?“

„Wann und wie es Ihnen beliebt,“ erwiderte Karl.

„Bah, da fällt mir ein — ich kann Sie nicht erschießen! Nicht erstechen! Man würde sagen, ich hätte Sie getödtet, weil ich Ihnen meine Schulden nicht bezahlen konnte.“

„Das ist sehr möglich, die Welt ist böshaft,“ meinte Karl trocken. „Diese Bedenken hätten Ihnen früher kommen sollen.“

„Es gibt einen Ausweg, aber nur die Muthigen betreten ihn!“ Hermann's Augen funkelten; mit dem Zorn loderte der schwere Wein in ihnen. „Männer, die vor dem Tode nicht zittern, auch wenn sie ihn Tage lang vorher unabwendlich heranschreiten sehen. Sie kennen und bewundern ja die Amerikaner. Ein amerikanisches Duell?“

„Wer das Loos zieht, tödtet sich. Auch gut, allein Sie haben Unglück im Spiel.“

„Um so besser für Sie!“ höhnte Hermann. „Sie wollen mir ausweichen. Zwei gleiche Papierstreifen, — auf dem einen Leben, auf dem andern Tod — wir werfen sie in einen Becher und ziehen zur gleichen Zeit. Ist's Ihnen recht?“

Der Dampf der Cigarren, der Dunst des Weines, die für den weiten Raum nur matte und dämmerige Beleuchtung, die Halbschatten — Alles trug dazu bei, eine eigenthümliche phantastische Stimmung zu erzeugen; immer tiefer wurden die beiden jungen Männer, sich gegenseitig mit herausfordernden Blicken messend und dadurch ihre Aufregung steigend, in den Abgrund hinabgerissen.

„Vollkommen einverstanden“, erhob sich Karl und ging nach den Gestellen, einen Becher herunter zu nehmen, der zu dem grausen Spiel dienen sollte. Inzwischen suchte Hermann nach Papier und Scheere. Sorgsam prüfend schnitt er zwei gleich lange und breite Streifen aus, malte auf das eine in großem Zuge ein L, auf das andere ein T hin und warf die Feder fort. Dabei mochte er unvorsichtig an die Geige gestoßen haben. Das Instrument gab einen schrillen

klagenden Laut von sich. „Das Grabgeläut für einen von uns“, sagte Hermann.

Indem kehrte Karl mit einem Becher in der Hand wieder zum Tisch zurück. Er war erdfahl. Aber auch aus Hermann's Gesicht wich die Farbe des Lebens, als er unter der Ampel den Becher blißen sah.

„Lucretia's Becher! Sind Sie vom Teufel besessen, Strupp? — Oder hat Ihnen die neue Lucretia den Becher zum Liebesgeschenk gemacht?“

„Bedauere! das Stück ist auf sehr prosaische Weise erworben worden, durch Kauf.“

„Gerade wie Heinrichsfelde. Es ist aus mit dem Adel, es lebe die Börse! Hat Gabriele den Becher verkauft — auch wegen Schulden und Wechsel?“

„Ihre Werbungen hatten das arme Mädchen aus dem Schlosse getrieben; ihr Erbtheil zu berühren, war sie zu stolz, sie gerieth in Noth und verkaufte den Becher. Ich habe ihn erst aus der dritten oder vierten Hand und kann daraus keinen Vorwurf für meinen Stand ziehen lassen. Wir erwerben, was Sie vergeuden; wir heben auf, was Sie wegwerfen.“

„Wer den Becher hat, hat das Glück und das Mädchen. Machen wir ein Ende! Gefallen Ihnen die Loose?“

Karl blickte gar nicht auf die Papierstreifen und

winkte mit der Hand, daß er Allem zustimme, was Hermann gethan. Der rollte die Streifen dicht zusammen, die Finger zitterten ihm, bis in ihre Spitzen glühte das Fieber. So legte er die Loose in den Becher, dann griffen Beide hinein; Karl's Rechte war kalt, Hermann's heiß, wie die eines schwer Kranken. Jeder hatte einen Streifen gezogen. Der Graf entfaltetete den seinen zuerst.

„Tod!“ schrie er auf, taumelte und wäre gefallen, wenn nicht der Freund ihn festgehalten und in den Sessel niedergedrückt hätte.

„Ich sagte es Ihnen ja, daß ich Glück im Spiele habe“, sprach Karl tonlos.

Der ungeheueren Spannung war eine tiefe Erschlaffung, dem lauten Reden und Rufen Todtenstille gefolgt. An der Seite des Tisches stand Karl mit übereinandergeschlagenen Armen, mit halbgeschlossenen Augen, alle Gedanken und alle Sinne gleichsam nach innen gewandt, wie losgelöst aus Zeit und Raum; auf der andern lag Hermann halb ausgestreckt in dem Sessel, den Kopf auf der gepolsterten Rückenlehne, mit gläsernen Augen nach der Decke starrend. Zwischen Beiden glänzte der Becher; hüben das Loos des Lebens, drüben links von ihm auf der mit grünem Tuch bezogenen Tischplatte das Loos des Todes. Einmal

war es Karl, als rausche und bewege es sich im Nebengemache, als würden dort Laute vernehmlich wie unterdrücktes Schluchzen und Weinen; er schauerte und fuhr auf. Aber wie er nun schärfer hinzorchte, war Alles still, Alles umher einem weiten Grabe ähnlich, wo nichts als Todtenurnen und Särge in einem nie gebrochenen Schweigen sich an einander reihen. „Sie kann nicht mehr dort sein,“ tröstete er sich, „wehe uns Beiden, wäre sie Zeugin dieser Tollheit gewesen!“

Dem daß hier eine unverantwortliche Tollheit begangen, ein freventliches Spiel getrieben worden, in diesen hangen Minuten, wo seine Seele wie aus einem wilden dämonischen Taumel wieder zum Selbstbewußtsein zurückkehrte, und der Verstand alle Dinge in das Licht der Wirklichkeit rückte, war er davon und noch mehr von seiner Schuld auf das Tiefste überzeugt. Ja, von seiner Schuld! Er als der Ruhige und Mächterne hätte sich nicht von der Leidenschaft des gereizten Freundes fortreißen lassen dürfen. War dies eine Gelegenheit, seinen Muth zu beweisen? Wie ein echter Raufbold hatte er die Herausforderung eines Mannes angenommen, der unzurechnungsfähig war — ein blindwüthiger Stier in der spanischen Arena, der auf das rothe Tuch des Matadors zustürzt. Nicht die An-

nahme, die Verweigerung des Zweikampfs hätte ein Zeugniß für die Standhaftigkeit und Unererschrockenheit seiner Seele abgelegt. Zuerst war ihm Alles wie ein Scherz erschienen, eine komische, aus allerlei Irrungen entstandene Verwicklung, die sich ohne Mühe würde lösen lassen, jetzt hatte sich der Scherz in bittere Ernsthaftigkeit verwandelt, das Gewebe zu einem gordischen Knoten verschlungen. Traue sich doch Keiner die Kraft zu, mit den geheimen Mächten des Lebens zu spielen! — Sie waren in ein Labyrinth gerathen und kein Ariadnesfaden da, sie hinauszuretten.

Karl ward dies anhaltende Schweigen unerträglich, der Anblick des noch immer in Erstarrung liegenden Freundes eine herzerbrechende Qual; er riß eines der hohen Fenster auf. Von unten herauf drang der Lärm der Straße; die Wagen rollten unablässig hin und her; es war die Zeit, wo die Schauspielhäuser, die Konzertsäle sich schließen. Ein frischer Wind wehte von dem dunklen, prächtig gestirnten Nachthimmel ihm entgegen und strömte erquickend in das Gemach. Dieser Luftstrom mochte auch die schwere heiße Stirn Hermann's treffen, er fuhr mit der Hand darüber, als könne er einen furchtbaren Traum und die wüsten Nachtgesichte von sich verscheuchen. Langsam richtete er sich auf, allmählig gewann er seine soldatische Hal-

tung wieder und stand kerzengrade, untadelhaft Karl gegenüber, der von dem Fenster sich zurück und ihm zugewandt hatte.

„Zehn Uhr vorüber“, sagte Hermann, „es ist Zeit, daß ich gehe. Sie werden müde sein, Strupp, ich bin es auch.“

„Müde, vor Mitternacht?“ entgegnete Karl. In seinem sanften Gesicht schimmerte etwas von jener erhabenen Ruhe und dem Sternleuchten des Himmels. „Seit wann fallen Ihnen die Augen so früh zu? Uebrigens dächte ich, hätten wir noch Manches mit einander zu besprechen.“

„Meinen Sie?“ Hermann dehnte und reckte sich wie einer, der, aus dem Schlaf erwacht und aufgesprungen, wieder Herr über seine Glieder zu werden sucht. „Ich dachte, wir wären mit einander zu Ende.“ Doch ließ er sich ohne Widerstand von Karl, der seine Hand ergriffen hatte, zu seinem Sitz zurückführen.

„Durchaus nicht; ich fürchte sogar, wir müssen von Neuem beginnen. Bei allen amerikanischen Duellen ist die Festsetzung des Zeitpunktes nothwendig, bis zu dem es ausgetragen wird. Sie begreifen? Dies haben wir versäumt; wenn die Spielregel verletzt, ist das Spiel ungiltig.

„Sie sind ein Flausenmacher, Strupp! Das waren

Sie immer. Wir können auch nach der Entscheidung der Loose die Zeit festsetzen, wo“ — er machte eine Bewegung nach seiner Stirn.

„Wenn Sie das Spiel für gültig erachten wollen, ich wasche meine Hände in Unschuld. Nur werden wir dann noch einmal losen müssen; ich weiß kein anderes Mittel, uns über den schicksalsvollen Tag zu einigen.“

„Nicht aus dem Becher dort!“ rief Hermann und schob ihn mit dem Rücken der Hand zurück. „Nehmen Sie ihn fort, Strupp! Es ist ein unheimlicher Zauber darin.“

„Noch von Lucretia Borgia? Das wäre lange her.“

„Lassen Sie sich raten, Strupp, werfen Sie das Ding fort. In den Fluß, in einen Abgrund, es klebt Schuld und Fluch daran. Die dunklen Andeutungen des Oheims hätten es mir schon offenbaren müssen, aber ich bin ein leichtsinniger Mensch; in dies Ohr hinein, zum andern hinaus. Bei mir haftet nichts, am wenigsten solche alte Geschichten.“

„Erzählen Sie nur! Je grauslicher, um so besser,“ — und Karl rührte im Kamin die Kohlen auf und schüttete neue hinzu. Er hoffte, die Erzählung würde den Freund auf andere Gedanken bringen und ihm selbst die Muße verschaffen, seinen Plan still bei sich

auszuspinnen. Es stand fest bei ihm, daß der Graf diesen Saal nicht verlassen dürfe, bis er feierlich versprochen, auf die Ausführung des unsinnigen Gelöbnisses zu verzichten.

„Da ist nicht viel zu sagen. Der Becher gehörte . . .“

„Hat ihn Ihr Oheim nicht in Italien erworben?“

„Ob in Italien, weiß ich nicht, aber von einer Italienerin.“

„Das ist interessant.“

„Sie haben nie von einer großen italienischen Sängerin Camilla Rota gehört“ . . .

„Doch, ältere Musiker haben mir mit Entzücken von ihr gesprochen. Allein sie soll nur ein- oder zweimal in unserer Stadt gewesen sein, nur selten gesungen haben und jung in Venedig gestorben sein.“

„Sie wissen Alles, Strupp . . .“

„Bah, die Musik ist meine Liebhaberei. Ohne meinen Vater . . .“

„Wären Sie Paganini der Zweite geworden. Einmal also, vor einigen zwanzig Jahren war die Signora hier, vermuthlich mit dem Becher. Sie soll wie Lucretia Borgia ausgesehen haben, blonde Locken, graue Augen . . . Mein Oheim verliebte sich sterblich in sie. Wenn er einen melancholischen Abendspazier-

gang in Heinrichsfelde nach den Kieferhöhen mit mir machte, konnte er noch von ihr schwärmen und im Angedenken an sie zusammenschauern.“

„Liebte sie ihn denn?“ fragte Karl träumerisch; er dachte an Gabriele.

„Wetter und Sturm, wer darauf eine bestimmte Antwort hätte! Bei einem echten Weibe! Heute wird sie ihn rasend geliebt und mit ihren Küssen erstickt, morgen wird sie ihn genarrt oder mit ihren Krallen zerrissen haben. Das verstehen Sie nicht, Strupp, Sie sind ein Duckmäuser . . .“

„Verstehe es schon, in dem Gedicht von Heine nämlich, in Wirklichkeit werde ich es nicht erleben. Ich bin zu trocken und zu furchtsam dazu.“

„Bravo! Darum jagen auch alle Weiber Ihnen nach — bis auf Dame Fortuna!“

„Von Ihrem Oheim sprachen Sie.“

„Sie wird ihm das Leben heißgemacht haben, die italienische Wetterhexe. Wenn solch' ein Weib singt, ist sie unwiderstehlich . . .“

Leise bestätigend nickte Karl mit dem Kopfe; war es nicht auch Gabriels Gesang gewesen, der zuerst sein Herz ergriffen und in süße, weiche Sehnsucht hatte dahinschmelzen lassen?

„Kurzum, Ruhdorf war bezaubert, verblendet, ein

willenloser Sklave. Er war in dem Alter, wo die Schwaben klug werden, es ist das gefährlichste in Bezug auf die Liebe für Männer von gefühlvollem Herzen. Was sehen Sie mich so spöttisch an? Es ist eine Bemerkung von einem französischen Moralisten. Als sie unsere Hauptstadt verließ und nach Wien oder Mailand reiste, folgte er ihr, obgleich er seine Othello-Stunden hatte, wo er von ihrer Untreue überzeugt war und sie am liebsten mit ihrem rothen Shawl erdroffelt hätte. So zog sich das Verhältniß hin und her, in Liebe und Eifersucht; endlich, als sie wieder zu uns zurückgekehrt, brach es ganz. Eine Weile hatte es geschienen, als ob Ruhdorf sie heirathen würde; ganze Tage hatte sie mit ihm in Heinrichsfelde zugebracht — dann aber kam es anders. Ueber Nacht verließ sie ihn, die Stadt und entfloh. Die Einen sagen, daß sie sich vor seiner Wuth gefürchtet habe, er hätte ein Messer gegen sie gezückt, die Andern, daß sie einen besseren, jüngeren und reicheren Liebhaber gefunden. Sie soll bald nachher in Venedig gestorben sein — Künstlerleben!“

„Aber in Ihrer ganzen Geschichte ist der Becher unschuldig und rein wie fein Silber geblieben.“

„Doch nicht, denn diesen Becher hinterließ sie ihm mit ihrem Fluche . . .“

„Ihr Oheim, ein moderner König von Thule!“

„Nicht ganz, es war ein Häfchen dabei, ein Kind!“

„Ein Kind — und es lebt? Sie kennen es?“ ...

In einer bangen Ahnung erbehte Karl.

„Heikle Fragen! Ich habe nur eine Vermuthung . . . Sie brauchen nicht daran zu glauben, wenn es nicht in Ihre Rechnung stimmt . . . Halt da, ehe ich die Wette löse, feiern Sie Ihre Vermählung mit der kleinen Cäcilie Brunow . . . Ich tanze noch mit der Braut und schieße mich nachher todt . . .“

„Was wissen Sie von jenem Kinde?“ drängte Karl. „Lassen Sie doch Cäcilie in Ruhe; ich werde sie nie heirathen.“

„Sie ist schöner und, worauf ein Bankier doch Gewicht legen sollte, viel reicher als die Andere . . .“

„Da wäre es eine Frau für Sie,“ rief ungeduldig Karl, „und ich könnte den Brautwerber spielen. Aber das Kind . . .“

Mit einem jähen Satz sprang Hermann in die Höhe und fuhr sich wild mit der Hand durch die Haare: „Haha! Das ist ja eben die Andere — Gabriele!“

Ehe Karl ein Wort zu äußern, sich aus seiner Bestürzung zu reißen vermochte, erscholl im Nebengemach ein lauter Schrei, ein schwerer Fall . . . Hermann stuzte, doch rührte er sich nicht von der Stelle, als

hielte ihn der Becher in seinem magischen Banne fest; Karl dagegen hatte in der Angst seines Herzens um die Geliebte jede Voraussicht des Kommenden verloren und war an die Thüre geeilt. Als er sie geöffnet, lag drinnen auf dem Teppich, der den Fußboden bedeckte, Gabriele auf ihren Knien, das Gesicht in den Händen. In diesem Augenblick sah Karl in der Welt nichts als sie, die thränenüberströmte, rührende Gestalt. Er stog auf sie zu, hob sie empor und drückte sie an seine Brust.

„Es ist Alles gut“, wollte er sagen, „wir gehören einander für's Leben.“

Da tönte ein häßliches, krampfhaftes Lachen hinter ihm . . . Hermann schien bereit, sich auf sie zu stürzen und sie zu tödten — aber sei es nun, daß er sich selbst bezwang, daß ein Etwas ihn hemmte, er ergriff nur den Becher und schleuderte ihn zum Fenster hinaus: „Verfluchte Gaukelei!“

Gabriele hatte sich aus Karl's sie umschließenden Armen gerissen, dieser blickte sich um . . . Hermann hatte die Bibliothek verlassen, sie hörten ihn den Korridor entlang und die Treppe hinab stürmen. „Er ist im Fieber und thut sich ein Leid an,“ rief Karl. „Beruhigen Sie sich, Gabriele; ich eile ihm nach er soll nicht wie ein Tollhäusler enden.“

Gabriele war allein, in einer unbeschreiblichen Gemüthsverfassung. Das sonst so friedliche und wohlgeordnete Zimmer bot einen Anblick der Zerstörung. Umgestürzt lag der Sessel, in dem Hermann gefessen; eins von den Weingläsern war umgestoßen und der rothe Wein floß über die grüne Tischdecke und den Papierstreifen mit dem schrecklichen T darauf, langsam, wie rinnende Blutstropfen. Daneben die geleerten, die noch zur Hälfte vollen Flaschen; der Zugwind, der durch das offene Fenster strömte, hatte die Papiere, und die Zeitungsblätter vom Tische auf den Boden herabgestreut, unruhig schwankte in ihren feinen Bronzefetten die Ampel hin und her. Gerade so verworren und wüßt sah es in Gabriels Innern aus. Wohl war sie entschlossen gewesen, Karl's Wohnung in Begleitung des Dieners zu verlassen, aber gleich die ersten tobenden Worte Hermann's bei seinem Eintritt in den Bücheraal hatten sie umgestimmt. Eine namenlose Angst hatte sich ihrer bemächtigt; um das Aeußerste durch ihre Dazwischenkunft zu verhindern, war sie geblieben. Die eigenthümliche Atmosphäre, welche die beiden jungen Männer wie der Nebel, in den sich das Schicksal hüllt, umschwebte, hatte sich allmählig auch ihr mitgetheilt. Und was hatte sie hören müssen! Den Streit der Beiden, das entsetzliche Loos-

spiel um Tod und Leben und zuletzt ihr eigenes Geschick. Sie war Ruhdorf's Tochter . . . Darüber hinaus vermochte sie nicht zu denken. Sie sank nieder mit gefalteten Händen, in wortloser Zerknirschung.

Lärm und Geschrei von der Straße her erschreckte sie. Halb erhob sie sich vom Boden, den Arm auf das Kniee stützend . . . Die Kufe drangen näher . . . „Behutsam! Hierher! Stützt seinen Kopf besser!“ sagte draußen Karl . . . Sie brachten einen Verwundeten oder Todten herein. Die Lippen auf einander pressend stand Gabriele, die Locken in Unordnung, bleich wie ein Bild von Stein, wären ihre dunkeln, düster funkelnden Augen nicht gewesen.

„Legt ihn dort nieder“, zeigte Karl auf ein breites und langes Ruhebett, „nehmt mehr Kissen! Wasser und Leinen, um die Wunden zu waschen und zu verbinden.“

Es war Hermann, den die Diener trugen. Er lag mit geschlossenen Augen, das Antlitz blutüberströmt, die Kleider zerrissen und mit Schmutz bespritzt. Auf der Stirn klappte eine tiefe Wunde, wie von dem Hufschlag eines Pferdes. Gebrochen hing der linke Arm herab, aber die Rechte hielt krampfhast etwas Glänzendes umschlossen: es war der Fuß des silbernen Bechers mit dem Wappen der Borgias darauf.

Karl war zu Gabrielen getreten. „Bleiben Sie bei dem Unseligen“, bat er. „Er wird, er soll nicht sterben. Ich eile zum Arzt. Nur jetzt keine falsche Scheu und Scham . . . Sie sind die Herrin dieses Hauses, Gabriele, Sie sind es, heute und immer!“

Erst nach einer Stunde, als der Doktor die Wunden untersucht, den Zustand des Kranken geprüft und seine Bedenken nicht verschwiegen hatte, da das Fieber die Gefahr auf das Höchste gesteigert, erfuhr Gabriele den Zusammenhang des Ganzen. In seiner Raserei war Hermann aus dem Hause gestürzt, ehe ihn Karl erreichen konnte. Aus der Thür tretend, sieht er den Becher vor sich, mitten auf dem Damme der Straße. Wie dämonisch blitzt das Silber in dem Widerschein der Laternen. Im schnellsten Trab, von kräftigen Pferden gezogen, kommt ein Wagen daher, seine Räder werden den Becher zermalmen. Taumelnd wirft sich ihnen Hermann entgegen; will er sie aufhalten, die Räder zerbrechen? In dieser Sekunde eilt Karl aus dem Hause. Wild aufbäumen sich die Pferde; der Kutscher glaubt einen Betrunknen oder Wahnsinnigen vor sich zu haben und erhebt die Peitsche. Diese Bewegung macht Hermann vollends toll, er will den Kutscher herabreißen, dem entfallen die Zügel — von einem Hofschuh getroffen, stürzt Hermann auf das

Pflaster, der Wagen geht über ihn und den Becher dahin. Nur den abbrechenden Fuß desselben behält er in der Hand — die Rundung mit den herrlichen Arabesken und den Reliefgestalten der Hochzeit von Cana wird von den Pferden und den Rädern zermalmt . . .

Als die Gräfin Lindenburg, mit gebeugtem Haupt, in der Todesangst der Mutter zu dieser Frist ihres Stolzes vergessend, an dem Lager, das man Hermann in der Bibliothek bereitet, erschien, sah sie sorgend um ihn Gabriele beschäftigt — auf dem Teppich lag der Rest des Bechers. Er war aus der Hand des Kranken gesunken.

„Meine Verlobte“, flüsterte Karl der Gräfin leise zu, um die Anwesenheit des Mädchens zu erklären.

Um den Mund der vornehmen Dame zuckte etwas, aber sie erwiderte kein Wort, nickte nur ein wenig mit dem Kopfe und sank lautlos und thränenlos über den Leib des im Fieber Stöhnenden. Er erkannte Niemand, die Uhr schlug die Mitternachtsstunde . . .

Viele Wochen sind seitdem in's Land gegangen, langsam ist Hermann genesen. Die Krankheit und der Blutverlust haben seinen wilden Sinn gezähmt. Allmählig hat er sich daran gewöhnt, Gabriele als die Verlobte seines Freundes zu betrachten, nur zuweilen

blickt er sie noch mit furchtsamen Augen an. Er scheint in ihr seine Vergangenheit und die Veranlassung seiner Tollheit zu scheuen. Ruhiger und freier fühlt er sich in der Gesellschaft Cäciliens und Niemand zweifelt daran, daß er das reiche Mädchen heirathen wird, sobald er wieder der stolze und stattliche Dragoneroffizier von früher ist.

Wohl hat Gabrielens Herz noch einen schweren Kampf kämpfen müssen, gegen sich selbst, ehe sie ihre Hand in die Karl's gelegt. In dem Vermächtniß, das ihr der Freiherr hinterlassen, haben sich die Dokumente ihrer Geburt, die Beichte Ruhdorf's gefunden. Nur diese hat sie behalten, das Geld den Armen gegeben. Ja, sie ist seine, ist Camilla's Tochter. Schon in ihrer frühesten Kindheit hatte der Freiherr sie zu dem Lehrer und dessen Frau gebracht, deren Namen sie angenommen, die ihr in Wahrheit Vater und Mutter geworden. Zugleich mit dem Kinde hatte er ihnen ein kleines Kapital übergeben, das zu Gabrielens Erziehung ausreichend erschien. Er selbst hatte, in der Tochter die treulose Mutter hassend, in dem Aberglauben, daß er von ihr eben so viel des Leids und der Schmerzen wie von jener würde erdulden müssen, sich im Stillen gelobt, sie nie wieder zu sehen. Jahre lang war er seinem Versprechen treu geblieben; in der

Einsamkeit seines freudlosen Alters erwachte in ihm die Sehnsucht nach ihr; nicht das Elend, die Seligkeit der Vergangenheit umschwebte ihn und das verklärte Bild Camilla's ließ die Tochter um so reizender erscheinen. Nach mühsamer Nachforschung entdeckte er ihren Aufenthalt; als Gesellschafterin kam sie in sein Haus. Vergebens hatte ihm sein Freund, der alte Strupp, gerathen, das Verhältniß durch ein offenes Bekenntniß klar zu stellen und das Mädchen zu adoptiren. Aus Furcht vor der herrischen Schwester verschob Ruhdorf die Erfüllung der lästigen Pflicht von Tag zu Tag, bis es zu spät war. —

Lange weinte Gabriele dem Vater nach; die Mutter hatte sie nicht gekannt. In ihrer stolzen und empfindlichen Seele sträubte sich ein Geheimes gegen die Verbindung mit Karl. Wie, dieser gute, tapfere, hingebende Mann, der die Edelste verdiente, sollte sie, ein namenloses Mädchen, heimführen? Aber zuletzt mußte sie seiner Liebe und dem eigenen Gefühl nachgeben. Deine Bedenken, meinte die altkluge Freundin, werden am Hochzeitstage wie Regenwolken im April vor dem Sonnenschein zerflattern. Und so geschah es.

Im Schlosse zu Heinrichsfelde, in dem großen Saal, in dem einmal Napoleon getafelt, unter alten Majolicaschüsseln und venetianischen Gläsern, unter Gold-

und Silberarbeiten steht der Fuß von Lucretia's Becher; alle Vorschläge von Freunden und Künstlern, eine Nachbildung des zerstörten Kunstwerkes versuchen zu lassen, haben Karl und Gabriele abgewiesen; sie betrachten mit einer sonderbaren Mischung von Freude und Furcht diesen armseligen Rest, in dem sie das seelenlose und doch so gewaltige Werkzeug einer geheimnißvollen, alles Irdische bindenden und verknüpfenden Gewalt erkennen.

Im Thurm.

Erstes Kapitel.

Des Nachmittags, wenn der Eisenbahnzug aus der Hauptstadt eintraf, war bei gutem wie bei schlechtem Wetter der Bahnhof der Sammelplatz aller Müßiggänger und Neugierigen, der ganzen vornehmeren Gesellschaft der kleinen Stadt. Noch war er etwas Neues, denn erst seit zwei Jahren verband der Schienenstrang die in ihrem Thal zwischen einem mäßigen Fluß und malerischen Bergen wie weltverloren daliegende Stadt mit der großen das Land durchschneidenden Straße; seine Größe und gefällige Architektur machten ihn überdies neben dem alterthümlichen Rathhaus und einer leider arg in Verfall gerathenen gothischen Kirche zu den Merkwürdigkeiten des Orts, die man nicht ohne Stolz den Fremden zeigte und mit Genugthuung von ihnen bewundern hörte. Ein an-

genehmer Spaziergang unter schattigen Weiden, auf der einen Seite von dem Flusse, der im tiefen Bett mit schneller Strömung dahin eilte, um unterhalb der Stadt die Räder mehrerer Mühlen zu treiben, begleitet und von dem kühlen Hauch einer solchen Wassermasse erfrischt, führte in einer halben Stunde von dem Thore der Stadt zu dem Bahnhof hinaus. Jetzt, auf der Grenzscheide zwischen Sommer und Herbst, an sonnenheiteren Septembertagen, gab es in der näheren Umgebung kaum einen behaglicheren Vergnügungsort, als den Bahnhof, der von den Fenstern und Balkonen seines oberen Stockwerks eine weite Aussicht in die Landschaft hinein und auf die Bergkuppen, die sie im Halbkreis umschlossen, auf Stadt und Fluß gewährte, und zugleich mit seinem Menschengewühl, dem lebendigen Treiben auf und ab immer neue Anregungen bot. Das schöne Wetter, das nun schon eine Woche angehalten und noch eine längere Reihe guter Tage verhieß, hatte den Fremdenverkehr ansehnlich gesteigert; jeder Zug brachte der Stadt neue Gäste, die von ihr aus die romantischen Felssthäler des Gebirges durchstreifen wollten. Unter so vielen Vergnügungsreisenden, älteren und jüngeren Landschaftsmalern, die im Thal und zwischen den Felsen Stoffe zu größeren oder kleineren Bildern suchten, fanden sich aber auch, wie

die Einwohner der Stadt hofften, gewichtigere Ankömmlinge.

Seit einem Monat sprach man hin und her von dem Verkauf einer Sägemühle, die einen nicht unbedeutenden Handel selbst in weitere Entfernung trieb, sie war in den Zeitungen ausgedoten worden und ungeduldig wurden die Käufer erwartet. Mit einigem Gelde würde es ein Leichtes sein, das Unternehmen zu vergrößern, das Geschäft und den Umsatz zu verdoppeln; wenn nur überhaupt erst der Blick der Capitalisten und Industriellen sich auf die Stadt gerichtet, würde ihr eine neue Morgenröthe aufgehen. Der wasserreiche Strom, die Wälder auf den Höhen, in mäßiger Ferne ein unerschöpfliches Steinkohlenlager, das bisher, wegen der mangelnden Eisenbahn, nicht genügend ausgebeutet worden, schienen zu Fabrikanlagen jeder Art einzuladen und nur des kühnen Mannes zu harren, der sie sich dienstbar machte. Wenigstens waren dies die Meinungen und Wünsche der Städter, der Kreis, in dem sich ihre Unterhaltung bewegte, um so ausschließlicher, da dieser und jener der durchreisenden Fremden, der ein Fachmann war oder sich dafür ausgab, bereitwillig auf ihre Ansichten und Hoffnungen einging. Durch solche Zustimmungen wuchs das Luftschloß, aus der geliebten Heimath eine an-

sehnliche, weltberühmte Fabrikstadt zu machen, für die guten Bürger, die in den letzten Jahren durch tiefgreifende wirthschaftliche Umwandlungen aus ihrem Halbschlummer gerissen waren, immer höher und stattlicher auf; von allen Lippen klang das Wort: die Stadt hat eine glänzende Zukunft!

So war es nur natürlich, daß man mit lebhafter Theilnahme die Fremden musterte, die an jedem Nachmittage, wenige Minuten nach fünf Uhr, aus den Eisenbahnwagen stiegen. Einmal mußte doch der Goldmann, der Industriekönig unter ihnen sein, der die herrlichen Träume verwirklichte — oder doch, meinten die Bescheideneren, die erste Hand an das große Werk legte, dessen Vollendung den Enkeln überlassen blieb. Heute wurde der Gegenstand in einer Gruppe, die sich aus einigen Lehrern des Gymnasiums, einigen Beamten des Gerichts und dem boshaften, aber „grundgelehrten“ alten Arzt um einen Tisch in der Halle gebildet, besonders eifrig erörtert. Grüßend war eben ein noch junger Mann an den Herren vorübergegangen; verwundert, pfeffig einander zunickeend, sahen sie sich an und verließen mit keinem Auge den vorwärts dem Zuge entgegen Eilenden. Der Bürgermeister auf dem Bahnhof! Sollte das nichts zu bedeuten haben? hieß es. Hat er den Goldfisch im Netz? Erwartet er den

großen Unbekannten? — In der That hatte sich der Bürgermeister, der zu seinem Glück nicht mehr der „neue“ war, in seiner sechszjährigen Verwaltung so bedeutende Verdienste um das Emporkommen der Stadt erworben — ihm verdankte sie die Gasbeleuchtung und die Eisenbahn — daß man ihm recht wohl auch „die Heranziehung des großen Capitals“ zutrauen durfte; ein Mann, dem es gelungen war, die Regierung hinsichtlich der Bahnlinie für seine Pläne zu gewinnen, konnte noch mehr vollbringen. „Wehe,“ sagte der Doctor spöttelnd, „wehe den Wunderthätern! Ein Wunder befriedigt die Menge nicht, sondern macht sie nur durstig; unser Moses-Wildenhagen soll aus jedem Felsen Wasser schlagen.“ Er verfocht allein die Ansicht, daß aller Wahrscheinlichkeit nach der Bürgermeister keinen König Midas, sondern einen Bekannten, einen „gleichgültigen“ Reisenden „ohne Consequenz“, der nur Gebirgsluft genießen und grüne Wälder sehen wolle, aus dem Wagen holen werde.

Da fuhr pfeifend, zischend, pustend die Locomotive in den Bahnhof. Nun drängte Alles lärmend, lachend vor, die Thüren der Waggons öffneten sich, Lastträger boten ihre Dienste an, um die Wette rühmten die Diener der drei Gasthäuser der Stadt die Vortrefflichkeit des ihrigen, jedes besondere Gespräch ver-

stumnte eine Weile in dem allgemeinen Stimmengewirr und das bunte Durcheinander fesselte ausschließlich die Aufmerksamkeit. Selbst im Hochsommer war es nicht so zahlreich und mannigfaltig gewesen. Mehr als eine Gestalt im abenteuerlichsten Costüm tauchte auf, die kleinen Irrungen und Verwirrungen, die von dem modernen Reisen unzertrennlich sind, erheiterten die unbetheiligten Zuschauer. So wäre der Bürgermeister mit dem Freunde, den er erwartet, beinahe unbeachtet in dem Getümmel verschwunden und zu dem Wagen, der vor dem Ausgangsthore hielt, gekommen, wenn ihn nicht die grauen Augen des Doctors mit ihrem Falkenblick verfolgt.

„Hm!“ murmelte er, den Kopf aufwerfend. „Was ist das?“ Und er rieb sich eifrig die krausgezogene Stirn. „Das Gesicht sollte ich kennen!“

„Wen? Den Mann mit dem Plaid über der Schulter?“ fragte der Gerichtsrath neben ihm und rückte an seiner Brille. „Welche Verbrecherphysiognomie!“ Er witterte überall dunkle Thaten und geheimnißvolle, das Licht der Justiz scheuende Begebenheiten.

„Nicht doch! Ich meine den Herrn mit dem blonden Vollbart, der seinen Arm in den des Bürgermeisters legt.“

„So, so!“

Der Fremde, der nicht ahnte, in welch' hohem Grade er die Aufmerksamkeit dieser beiden „Honoratioren“ auf sich gezogen, gab in vornehm nachlässiger und doch freundlicher Weise — denn er lachte wiederholt — seinem Diener einige Befehle über die Fortschaffung des Gepäcks, sah sich neugierig und theilnehmend nach allen Seiten um, richtete sich dann straff und schlank in die Höhe und ging, den Mund noch immer von einem in seinem Ausdruck schwer zu beschreibenden Lächeln umspielt, mit dem Freunde aus der Halle.

„Ich hab' dies Gesicht schon einmal gesehen“, brummte der Doctor vor sich hin; „schon einmal! Aber ich kann's nicht unterbringen.“

„Curios!“ antwortete der Gerichtsrath. „Eine auffällige Erscheinung! Hat etwas Sonderbares im Blick. Und das Lachen! Haben Sie's gehört? Wie sagen die Dichter: so satanisch!“

„Ich glaube gar“, unterbrach ihn der Arzt. „Er war offenbar verwundert über die Herrlichkeit unseres Bahnhofes, und sein lustiges Lachen bedeutete nur: Wetter, was muß das für eine Stadt sein, zu der dies prächtige Haus das Thor ist!“

„Nun, lieber Freund, da täuscht Sie Ihre Men-

ſchenkennuß! Das iſt kein gewöhnlicher Menſch — der trägt ein Geheimniß mit ſich“.

„Vielleicht die zukünftige Fabrik!“

Inzwiſchen hatten ſie mit den anderen Bekann- ten wieder um ihren Tiſch Platz genommen; Jeder von Beiden verſocht eifrig ſeine Meinung; der Gerichts- rath, daß „etwas hinter dem Fremden ſtecke“; der Arzt, „daß er gerade ſo harmlos ſei, wie ſie Alle, die hier bei einem Glaſe Bier zuſammensäßen, und wahr- ſcheinlich nur den einen Vorzug größeren Reichthums vor ihnen habe“. Es fand ſich im Laufe der Unter- haltung, daß die Anderen den „ſeltſamen Mann“, um mit dem Rath zu ſprechen, kaum in der Menſchen- woge bemerkt hatten und nicht im Stande waren, in dem Streite zu entſcheiden. Doch gewann die Mei- nung des Gerichtsrathes, weil ſie die Neugierde ſpannte und die Phantaſie in eine angenehme Bewegung ver- ſetzte, die Zuſtimmung der Mehrzahl; zwei Dinge konnte der Arzt nicht leugnen, daß der Fremde eine ſtattliche, ritterliche Erſcheinung ſei, von ſoldatiſchem Gepräge, und daß er ſelbſt bei dem erſten Anblick deſſelben zuſammengefahren. Unſerem Gedächtniſſe, wurde daraufhin behauptet, entfallen nur gleichgültige Vorfälle und unbedeutende Menſchen; wer uns je, und wäre es auch nur für wenige Minuten geweſen, einen

tieferen Eindruck, ob durch seine Persönlichkeit oder durch die Lage, in der wir ihn gesehen, gemacht habe, dessen Bild bleibe in uns; die Zeit könne wohl seinen Farben die Frische nehmen und seine Umrisse verwischen, aber es nicht ganz aus unserer Seele löschen. Umsonst versuchte der Arzt mit seinen Gegengründen durchzudringen; zum Unglück für die Sache, die er verteidigte, stockte er mehrmals, verwickelte sich in seinen Reden und spielte zuletzt in bedenklicher Verlegenheit mit seiner zierlichen silbernen Tabaksdose. Diese nur allzu verrätherischen Zeichen der Unsicherheit und Bestürzung entgingen seinem Gegner nicht. Triumphirend rief der Rath: „Ergeben Sie sich, lieber Abel! Auch Patroklos ist gestorben! Ich habe Recht, es hat seine Bewandniß mit dem Fremden, seine eigene Bewandniß! Sie sind auf das Eifrigste mit einer Ahnung beschäftigt, die feinetwegen in Ihnen aufgestiegen. Nichts für ungut, morgen, wenn wir an diesem Plage sitzen, wissen wir mehr, und Sie selbst kehren aus der Tiefe Ihrer Erinnerungen mit einer ganz merkwürdigen Geschichte zurück, in welcher der Freund unseres Bürgermeisters seine Rolle spielt.“

Dem Arzt schwebte eine Erwiderung auf der Zunge — ärgerlich klappte er seine Dose zu, aber das entscheidende Wort kam doch nicht über seine Lippen.

Freilich hatte er, nach dem Gerichtsrath, einen „Verdacht“ in der Seele; ja, Alles wohl überlegt, war dieser Verdacht schon Gewißheit — er kannte den Fremden, seine Jugend; doch warum das Gras abreißen, das über die alten Geschichten gewachsen war? Ueber Geschichten, die sich zu einer Zeit zugetragen, als keiner von der ganzen Gesellschaft — ihn, den Arzt, ausgenommen — in dieser Stadt gelebt hatte! Wozu einen Namen nennen, der ihnen Allen fremd war, Ereignisse berühren, die in jeder Hinsicht der Vergangenheit angehörten? Niemand brachte es Nutzen, wie Niemand Schaden, ob er schwieg oder sprach, darum hielt er sich zu dem weissen Spruche, der Schweigen für Gold erklärt, und nickte nur mit zusammengezogenen Augenbrauen und einer stolzen Bewegung des Kopfes, die für die Zuschauer ihr Komisches hatte, dem Feinde die Kriegserklärung: „Auf morgen!“ zu.

Während dieser Forderung ohne Worte hatte einer der Herren ein sehr einfaches Mittel angewandt, dem „Geheimniß“, das nun schon in diesem Kreise als Glaubensartifel galt, näher zu rücken: er hatte den Kellner beauftragt, sich bei dem Diener des Fremden, der sich eben mit einem Gepäckträger zum Verlassen des Bahnhofes anschickte, nach dem Namen seines Herrn zu erkundigen. So konnte er jetzt den Aufhor-

henden die „wichtige“ Neuigkeit mittheilen, daß der Fremde schlichtweg Bauer hieße, aus der Landeshauptstadt käme, und „aller Wahrscheinlichkeit nach“ sich vierzehn Tage in der Gegend aufhalten würde. Der Kellner hatte den „Feinen“ gespielt und wegen des Zwecks der Reise auf den Busch geklopft. „Wir reisen nur des Vergnügens wegen“, war die Antwort des anderen Diplomaten in englischer Bedientenlivree gewesen.

„Also, Herr Bauer, Vergnügungsreisender!“ lachte der Doctor. „Eine tüchtige Grundlage für Ihren romantischen Bau, Gerichtsrath! Empfehle mich Ihnen allerseits! Auf Wiedersehen!“

Der unerwartete Rückzug des kleinen, trotz seiner sechszig Jahre noch munteren und hitzigen Mannes, der nicht leicht in einem Streite die Waffen zuerst niederzulegen pflegte, wurde von den Freunden als Bestätigung seiner Niederlage gedeutet. Er hat etwas auf dem Herzen, was er nicht gestehen will, meinten Alle, und diese Schweigsamkeit Abel's schien die kühnsten Behauptungen des Gerichtsrathes hinsichtlich der „räthselhaften Persönlichkeit“, die unter dem Namen Bauer zum Vergnügen reiste, zu bestätigen.

Von den beiden Männern aber, die vor einer geraumen Weile den leichten, ihrer harrenden Einspanner bestiegen, hatten keinem, auf der Fahrt, die Wei-

denallee entlang, zu dem alterthümlichen, noch von einem ephreumrankten Thurm beschützten Stadthor, die Ohren geklungen; wie laut und wunderbarlich auch das Geschwätz der guten Schildbürger tönte, eine Wirkung in die Ferne hatte es nicht. Am wenigsten auf den Fremden, in dessen ganzem Wesen sich die Sicherheit eines entschlossenen und ruhigen Willens und die Weltgewandtheit eines weitgereisten und in Kämpfen erprobten Mannes ausdrückte. Neben ihm erschien der Bürgermeister, schon in seiner schwächeren Gestalt, von einer gewissen Schüchternheit und Befangenheit; der Eine wie aus einer Idylle, der Andere wie aus einem Epos geschnitten. „Wer uns Beide so fahren sieht“, hatte Wildenhagen scherzend gesagt, „der hält Dich für einen neuen König Krösus, den ich endlich glücklich eingefangen habe und dem ich nun als Cicerone die Herrlichkeiten der Stadt zeige.“

„Laß sie doch,“ hatte der Andere erwidert. „Was wäre die Welt ohne die Philister und ohne die Alltäglichkeit! Noch einmal, Ottokar, Dank für Deine Einladung! Wahrhaftig, ohne Dein freundschaftliches Drängen hätte ich den stillen Winkel, den kleinsten Fleck Erde hier nicht wiedergesehen. Und doch, welche Gedanken erheben sich in mir, welche Erinnerungen stehen vor mir auf! Lustige, traurige, liebe und tolle! Es

ist ja doch die Heimath! Und wenn wir mit der Liebe nicht spielen sollen, mit der Heimath ist der Scherz noch bedenklicher. In dem Wald und auf den Bergen dort drüben, welche die Wiese begrenzen, was für Stunden hab' ich da als Knabe verlebt! Kinderspiele und erste Gedichte! Auf jener weit vorspringenden Felshöhe habe ich zum ersten Mal die tragische Schönheit eines Sonnenuntergangs empfunden. Im Uebrigen, es ist so ziemlich trotz der Thatkraft Ottokar Wildenhagen's Alles umher beim Alten geblieben. Das lob' ich mir an den kleinen Städten: man findet sie wieder, wie man sie vor zwanzig Jahren verlassen. „Blos“ — und hier hatte seine feste Stimme leise gezittert — „blos die alte nLeute nicht mehr, und auch das wird im Zusammenhang der Welt gut sein.“

Wie tröstend hatte ihm der Freund die Hand gedrückt; eine Pause war eingetreten, und erst unweit des Thores hatte Ottokar die Unterhaltung aufgenommen. „Wenn Du hier nicht bekannter wärest, als ich, würde ich Dich auf jenes Haus aufmerksam machen — dort drüben auf der Berglehne! Mit dem Reiz der Lage verbindet sich der Zauber seiner Architektur, die jetzt im lichten Sonnenschein noch einmal so glänzend hervortritt. In diesem Thal vermuthet Niemand solch prunkvolles Gebäude.“

„Ich kenn' es wohl“, entgegnete der Reisende. Schon eine längere Frist hatten seine Blicke mit einem eigenen fragenden Ausdruck darauf geruht.

Nach den Bergen hin, etwa in der Entfernung eines Flintenschusses von der alten Stadtmauer, die hier noch aufrecht stand, erhob sich auf einer der sanft ansteigenden Vorhöhen mit breiter, zehnjenstriger Front und spitzen Giebeln ein schloßähnliches Gebäude, stolz und grau, jetzt vom Widerschein der Sonne im rothgoldenen Schimmer umspielt. Nach der Seite der Landstraße bot es sich frei dem Betrachter dar; von der Stadt her führte ein Buchengang zu ihm hinauf, hinter ihm dehnte sich der Hochwald aus. Der Styl des Ganzen war schwer und massenhaft, in dem französischen Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts, aber er hatte eine phantastische malerische Besonderheit. Nicht nur war das Portal mit reichen Steinarabesken und Wappenschildern geschmückt, prangten in den Feldern über den Fenstern im Hochrelief Gruppen musicirender Engelsgestalten; auch in den tiefen Nischen zwischen den hohen Fenstern des ersten Stockwerks standen steinerne Figuren, Götter und Göttinnen, wie auf den drei Giebeln des Hauses die drei Tugenden: Mäßigung, Gerechtigkeit und Tapferkeit, Alles in dem Styl des frühen Rococo, wunderbarlich im Ausdruck, heftig oder

geziert in Haltung und Bewegung, aber doch mannigfaltig und lebensvoll. Dazu in dieser Stunde die geeignetste Beleuchtung; die Fenster wie von Gold schimmernd; tiefgrün der Wald, der hinter dem Gebäude den Berg hinanklomm, die Buchen von glänzendsten Sonnenlichtern überflogen; Ottokar hatte Recht, daß dies Haus auf Jeden, der es zum ersten Mal sah, einen ebenso überraschenden wie gefälligen Eindruck ausüben mußte.

„Eine Zuthat hat es doch während meiner Abwesenheit erhalten“, sagte der Fremde nach längerem Hinschauen, „den Balkon vor den vier mittleren Fenstern, mit der schweren steinernen Balustrade. Auch sieht es von hier wohlicher aus, als zu meiner Zeit; ein geschickter Baumeister scheint alle Brüche und Schäden säuberlich geheilt zu haben. Gehört es noch immer den Aldenhovens?“

„Freilich. Warum hätte auch das Fräulein, die einzige Tochter und Erbin des alten Herrn, den schönen Besitz verkaufen sollen?“

„Nun, ich dachte nur so! Merkwürdig, daß sie nicht geheirathet hat.“

Darüber hatten sie das Thor erreicht, und es vergingen nun nicht viel Minuten mehr, daß die Freunde in der Wohnung des Bürgermeisters am Markt, in

einem geschmackvoll eingerichteten Zimmer, dessen Fenster nach einem Garten mit einer Gruppe hochwipfliger Platanen sich öffneten, rauchend und plaudernd zusammensaßen.

„An Dir ist ein Frauenzimmer verloren gegangen, trotz Deines kriegerischen Namens, Ottokar“, lachte der Reisende, sich hin und her in einem amerikanischen Schaukelstuhl wiegend, „selbst diese Bequemlichkeit für meinen verwöhnten Geschmack hast Du nicht vergessen. Keine Schwester könnte für den heimgekehrten Bruder eine rührendere Aufmerksamkeit entwickeln.“

„Wenn wir es Dir in der kleinen Stadt nicht behaglich machen, was sollte Dich festhalten?“

„Deine Freundschaft, die Heimath! In der Fremde hab' ich kaum jemals Heimweh gehabt — in den langen Jahren zwei- oder dreimal ein Zucken im Herzen, ein Etwas, das in uns aufschreien will und doch nicht kann! Damit kam ich über gute und schlimme Empfindsamkeit hinweg. Aber es muß in dem Duft des Bodens oder in Deinen Cigarren liegen, seit ich die alten Straßen und Häuser, die Bäume und die Höhen — jetzt guckst Du mich an, als wolltest Du die Züge des verlorenen Sohnes aus dem Evangelium in mir entdecken. Sieh Dir keine Mühe, denn ich bin ein harter Sünder!“

In dem tollen Jahre der deutschen Revolution

hatten sich Ottokar und Reinhard auf der Universität zu Heidelberg in inniger Gemeinschaft der Empfindungen zusammengefunden; schwärmerische Jünglinge, die große Dinge für sich und das Vaterland träumten. Doch zog sich der jüngere und ruhigere Ottokar von den stürmischen politischen Verhandlungen im Kreise der Studenten bald zurück; ihm behagte diese Verachtung und Verwerfung jeder Autorität ebensowenig, wie die Lust an dem Umsturz des Bestehenden, die sich unter seinen Genossen lärmend kundgab; er wäre nun einmal eine vermittelnde Natur, die sich besser für das Aufbauen als für das Zerstören eigne, äußerte er in einer letzten Unterredung mit Reinhard, als dieser ihn drängte, sich mit ihm den badischen Republikanern anzuschließen, die im Frühling 1849 eine neue Schilderhebung versuchten. In den unglücklichen Ausgang derselben wurde der unbedachte waghalsige Jüngling mit verwickelt; in verschiedenen Gefechten kämpfte er in den Reihen der Aufständischen und erhielt den Rang eines Officiers; mit den Geschlagenen mußte er, so erzählte es das Gerücht, über die Grenze flüchten, überdies noch vom Kriegsgericht in contumaciam zum Tode verurtheilt. Lange galt er, auch dem Freunde, als Verschollener. Erst durch einen gemeinsamen Bekannten erfuhr Ottokar Nachrichten von Reinhard's Schicksalen. Nach manchen

Drangsalen und Abenteuern war es ihm gelungen, eine geachtete Stellung in einer großen Maschinenfabrik Newyorks zu gewinnen. Ein reger, inhaltreicher und vielumfassender Briefwechsel zwischen Beiden knüpfte sich an; während Ottokar sich mühsam im Justizdienst in die Höhe arbeitete, erwarb, wie es aus der Ferne schien, Reinhard mit einer gewissen Leichtigkeit ein bedeutendes Vermögen. Beinahe war er ganz und gar zu einem Amerikaner geworden, und obgleich seit der Thronbesteigung des neuen Königs eine allgemeine Amnestie auch ihm den Weg zur Rückkehr in's Vaterland geöffnet, wollte er doch seine zweite Heimath in der bevorstehenden banger Krisis nicht verlassen. Wie die meisten Deutschen in Amerika, schloß er sich im Bürgerkriege gegen die Slavenhalter den Nordstaatlichen an; seine hervorragenden militärischen Fähigkeiten, der Erfolg, der ihn begünstigte, zeichneten ihn bald in der Masse aus. An der Spitze seines Regiments kämpfte er bis zur Einnahme Richmond's in den blutigsten Schlachten auf Virginiens Boden; immer voran und immer wie von einem unsichtbaren Schilde gedeckt. Mit dem Ausgang des Krieges war eine Leere in seiner Seele, eine Ermattung und Erschöpfung seiner körperlichen Kräfte eingetreten; eine längere Reise, ein Ausscheiden aus den bisherigen Verhältnissen, das Athmen

einer andern Luft wurden ihm von den Aerzten als bestes Heilmittel angerathen. Vielleicht thaten die Briefe Ottokar's das Ihrige; vor Jahresfrist war Reinhard in Hamburg gelandet. Während des Winters hatten sich die Freunde in der Hauptstadt wiedergesehen, und nachdem sie über den seltsamen Zufall gelacht, der den einen zum „ersten Mann und Consul“ in der Heimath des andern erhob, hatte sich Reinhard das Versprechen ablisten lassen, den Freund zu besuchen. Wie oft hatte er schon seitdem das leichtsinnige Wort bereut, wie oft seine Erfüllung hinausgeschoben, mit welchen Vorwänden sie ganz zu umgehen gesucht! — Alles vergeblich, kein Falke hält die Taube fester in seinen Fängen, als Ottokar den Jugendfreund! Und nun lag in seinen Bitten so viel Freundschaft und Zart-sinn, daß Reinhard sein Widerstreben vor sich selbst schelten und verurtheilen mußte. „Ich glaube gar,“ hatte scherzend Ottokar geschrieben, „Du fürchtest Dich, hier Gespenstern zu begegnen.“ Diese hingeworfene Aeußerung berührte eine empfindliche Seite in Reinhard's Innerem. In der That, Ottokar hatte Recht! — Wenn er die Gründe seiner Weigerung, seine Vaterstadt wieder zu betreten, bis zu ihrer letzten Tiefe verfolgte, stieß er auf ein unerklärliches Gefühl, das der Gespensterrucht zum Verwechseln ähnlich sah. Dies

empfinden und dem Freunde schreiben: ich komme! war für Reinhard eins. In Kämpfen und Anfechtungen aller Art hatte er gelernt, solchen dunklen Regungen nicht nachzugeben und ihnen zu widerstehen, ehe sie sich unserer Seele ganz bemächtigt haben und unseren Willen beeinflussen.

So bunt und wildbewegt Reinhard's Leben gewesen, so still war das Ottokar's verflossen. Nach der grausamen Zertrümmerung seiner politischen Ideale, als der Strom der öffentlichen Meinung und des Staatslebens in den fünfziger Jahren statt vorwärts rückwärts zu fluthen schien, hatte er sich entsagend in die Wissenschaft geflüchtet; die Ansicht war in ihm durchgedrungen, daß Fortschritte auf dem Gebiete der Freiheit nur zu machen und zu behaupten seien durch eine Erhöhung des Wohlstandes, durch eine größere und weitere Verbreitung der Bildung. Allmählig hatte er im Staatsdienst Gelegenheit gefunden, seine Grundsätze anzuwenden und zu verwerthen; bald hatte man ihn als gelehrten Juristen wie als tüchtigen Verwaltungsbeamten kennen gelernt. Doch sehnte er sich aus dieser beschränkten und von oben her, wie es nicht anders sein konnte, vielfach beschränkten Thätigkeit nach einer freieren und selbstständigeren. Ein Zufall führte ihn nach der Heimath des Freundes; Men-

sehen und Landschaft gefielen ihm, er meldete sich zu der erledigten Stelle des Bürgermeisters und wurde mit seltener Einstimmigkeit von den Vertretern der Bürgerschaft auf diesen Posten berufen. Gewiß, seiner Unermüdlichkeit, kraftvollen Leitung und Geschicklichkeit hatte die Stadt ihren raschen Aufschwung im Verkehr und Wohlstand zu danken, der mit seinem Segen, seinen Verbesserungen zuletzt auch die Gegner aller dieser Aenderungen zum Schweigen gebracht; aber ebenso gewiß war es, daß ein eigener Stern des Glücks über den Unternehmungen Ottokar's schwebte. Denn galt es auch nicht, Ungewöhnliches und Außerordentliches zu vollenden, so erschien doch in diesen kleinen Verhältnissen der Sieg über so manche Schwierigkeiten, die man für unüberwindlich ausposaunt, um seine Trägheit damit zu entschuldigen, über die süße Gewohnheit der Ruhe und des sorglosen Müßiggangs, die man nun mit reger Arbeit und einem Leben voll höheren Werthes, aber auch drückenderer Mühen vertauschen sollte, als ein Großes. Und Ottokar wußte Alles zu einem guten Ende zu führen, ohne die Widersprechenden zu erbittern und die seinen Plänen entgegenstehenden Interessen tödtlich zu treffen. Er hatte eine leichte Hand, die Dinge anzufassen, und eine fein verbindliche Weise, mit den Anderen umzugehen. Eine gewisse Schüchternheit des Auftretens

bewahrte ihn vor dem Vorwurf des Herrischen, in ihm war keine Ader von einem Diktator — und gerade dieser Ruf war ihm, zum tiefen Erschrecken der wackeren Bürger, vorangeeilt, — seine natürliche Verschlossenheit gewann ihm das Vertrauen Aller und hinderte ihn selbst zugleich, seine Pläne vor der Zeit laut werden zu lassen.

Hin und her, über Wichtiges und Nichtiges, Nahes und Fernes hatte sich die Unterhaltung der Freunde verbreitet, leicht und springend; nach einer längeren Eisenbahnfahrt hatte Reinhard keine Lust, tiefer Liegendes zu berühren und Ottokar dachte nur daran, seine Pflichten als Wirth bestens zu erfüllen.

„Zu meinem Glück immer noch Junggeselle!“ klopfte ihm jetzt Reinhard, als er unvorsichtig die Asche seiner Cigarre auf die Tischdecke hatte fallen lassen, auf die Schulter. „Wundert mich eigentlich.“

„Warum? Ich ahme ja nur Deinem Beispiel nach.“

„Ein Bürgermeister darf kein Hagestolz sein. Wenigstens in meiner Vaterstadt nicht. Ich begreife auch nicht, daß es Dir der weibliche Theil der Einwohnerschaft so lange verziehen hat. Wenn ich ein Frauenzimmer wäre, beantragte ich gegen Dich ein Mißtrauensvotum.“

„Ich fühle mich in meiner Lebensgewohnheit zufrieden. Ungetheilt kann ich meine Kraft, meine Gedanken dem Gemeinwesen widmen. Eine Familie bringt mit mancher Zerstreung mancherlei Sorge. Glaubst Du, daß die Mönche des Mittelalters die Barbarei so erfolgreich bekämpft, der Bildung so viele Stätten gegründet und der Armuth so oft Nahrung und Erquickung geboten hätten, wenn sie kein eheloses Leben geführt?“

„Und doch würdest Du einen bewunderungswürdigen Ehemann abgeben.“

„Möglich, aber sicherlich den schlechtesten Bräutigam.“

„Darin sind die Frauenzimmer bevorzugt; die Brauttschaft ist der idealste Zustand des Weibes. Eva hat den Apfel in der Hand, aber sie hat noch nicht hineingebissen.“

Lachend war er aufgestanden, hatte den Stuhl beiseite geschoben, einen Blick durch das offene Fenster geworfen und stellte sich dicht vor Ottokar, der, ohne sich in der Sophaecke auch nur leise zu rühren, mit seinen braunen ruhigen Augen dem Treiben des Freundes zusah.

„Nicht war, ich bin ein Störenfried?“ sagte Reinhard. „Deine Schuld, warum hast Du mich hierher gelockt!“

„Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los“, declamirte mit schwermüthigem Ausdruck Ottokar und rauchte stärker, als wollte er in diesen bläulichen Wölkchen sein Haupt den drohenden Schicksalsschlägen entziehen.

Reinhard hatte die Arme übereinander gekreuzt. „Fürchte den Dämon!“ rief er. „Um mir die Langesweile zu vertreiben, werde ich Dich verheirathen. Es gibt viele reiche und schöne Mädchen in der Stadt, beinahe ein Duzend. Die Auswahl ist groß genug; eine von ihnen nimmst Du.“

„Welche?“ seufzte Ottokar. „Da Du Dich so gewaltsam zu meinem Schutzengel aufwirfst, kannst Du mir auch die Last des Wählens ersparen.“

„Da ist die blonde Gertrud mit den Grübchen in den Wangen, die junonische Emilie — wir nannten sie immer Gräfin Orsina... Ach!“ Und er schlug sich in komischer Verlegenheit vor die Stirne. „Da hab' ich vergessen, daß die Schönheiten aus meiner Zeit wohl allmählig ein gewisses Alter erreicht haben dürften... Welch' eine schreckliche Erfindung ist die Zeit!“

„Emilie und Gertrud, wo sind sie?“ ahmte ihm der Freund scherzend nach. „Das sanfte Weilchen und die königliche Rose verblüht, verweht! Nicht nur wir, auch die Anderen werden häßlich und alt, nicht nur

wir, auch die Welt geht vorüber. Das ist ein Trost, wenn es für die Richtigkeit der Dinge einen Trost gibt.“

„Hoffentlich sind sie alle unter die Haube gekommen, die Nymphen meiner Jugend, und wohlversorgt. Ich bin dann der leidigen Besuche und der Erinnerung der alten Bekanntschaft enthoben.“

„Einen Besuch bei einer Jugendfreundin wirst Du doch nicht vermeiden können —“ meinte Ottokar und drehte seine Cigarre zwischen den Fingern.

„Welchen?“

„Nun bei dem Fräulein Aldenhoven. Sie...“

„Sie erwartet mich doch nicht?“ brach Reinhard ungestüm aus. „Das wäre!“

„Du mußt ein sonderbares Bild von dem Fräulein in Deiner Erinnerung tragen, oder sie ist zur Zeit Curer Bekanntschaft anders, ganz anders gewesen.“

„Jünger und vermuthlich auch schöner! Aber was fällt Dir in meinen Aeußerungen über sie auf? Daß ich ein wenig zögere, einer Dame im Alter der Balzac'schen Frauen den Jugendfreund aus ihrem achtzehnten Jahre vorzuführen? Daß ich erstaunt bin, ein so reiches und geschiedtes Mädchen unvermählt wiederzufinden? — Ich denke, in der Welt, wie sie einmal ist, begreift sich das.“ Er hatte die letzten Worte mit

einer gewissen Hefigkeit gesprochen und fezte ſich jetzt wieder Ottokar gegenüber nieder, die Hände auf die Armlehnen ſeines Stuhls geſtemmt.

„Ich bin im Unrecht,“ entgegnete nach einigem Befinnen Wildenhagen; „Du kannſt meine hohe Meinung von dem Fräulein nicht theilen; die Tugenden, die Willenskraft, das eigenthümliche Weſen, die ſie auszeichnen, ſind eben die Eigenſchaften oder, ſag' ich lieber, die Errungenschaften eines gereifteren Alters. Errungenschaften, man muß ſie ſich im Kampf mit den Widerwärtigkeiten und mit ſeinen Leidenschaften erwerben.“

„Du redeſt beinahe wie ein Liebhaber,“ antwortete Reinhard und ſchaukelte ſich ſtärker in ſeinem Stuhl. „Voll Begeiſterung...“

„Voll Verehrung! Ich kenne Fräulein Aldenhoven erſt ſeit einigen Jahren; als ich mein Amt übernahm, hatte ſie eine größere Reiſe angetreten und iſt über Jahr und Tag in Italien fern von uns geblieben. Aber ihr Name war hier in Aller Munde; ihr Reichthum und ihre Unabhängigkeit erlaubten es ihr, ohne Mühe hilfreich und wohlthätig zu ſein, allein nicht damit zufrieden, als ſegnende Fee zu erſcheinen und wieder zu verſchwinden, betheiligte ſie ſich auch thätig und unverdroffen bei allen gemeinnützigen Anſtalten, in denen

Frauen zu wirken vermögen. Sie hat eine Mädchenschule für die ärmeren Klassen eingerichtet, im vorjährigen Kriege gegen die Dänen ein Lazareth gestiftet, im schönsten Sinne des Wortes ist sie eine barmherzige Schwester.“

„Und so weiter!“ sagte nachdenklich der Freund mit dem Kopfe nickend. „Ich verstehe Dich jetzt vollkommen. Eine vortreffliche Dame, die Dir, dem Schwärmer für humane Zwecke, für Verbesserung und Erneuerung der gesellschaftlichen Einrichtungen, für — willst Du es mir nicht übel nehmen? — für Seelentrennschaften, noch dazu in dem romantischen Reiz, der sie in ihrem herrlichen Besizthum umgibt, ohne Zweifel als vollendetes Ideal des Schönen und Guten erscheinen muß. Aber freilich, die Ottilie Altenhoven, die ich kannte, hatte ein anderes Gesicht. Das war ein stolzes, leidenschaftliches und übermüthiges Mädchen. Wir sind beide mit den trotigen Köpfen oft hart aneinander gerathen.“

„Sieh!“ unterbrach ihn Ottokar. „Wer mir das gesagt, ich hätte ihn ausgelacht. Wenn ich Anmuth und Würde, Hoheit und Milde in einer Gestalt ausprägen sollte, ich fände kein anderes Vorbild, als Ottilie Aldenhoven, während Dir die Erinnerung an sie ein Unbehagen, eine Verstimmung zu erregen scheint.“

„Nicht doch! In einer sehr ernstern Stunde meines Lebens, an einem Wendepunkt meines Schicksals, hat mir das Fräulein einen Alles entscheidenden Dienst geleistet — einen Dienst, der zu unverbrüchlichem Dank verpflichtet und den zugleich Geber wie Empfänger am liebsten in ewige Vergessenheit versenken möchten. Genug davon! Rede Du nur weiter! Du wolltest sagen, daß sie mir ein freundliches Angedenken bewahrt?“

„Ja. Im Winter, in einer Gesellschaft, kurz nach meiner Rückkehr aus der Hauptstadt, wurde Dein Name erwähnt. In irgend einer Zeitung war der glänzende Angriff Deines Regiments auf die Schanzen der Conföderirten vor den Thoren Richmond's geschildert worden. „Ob dieser Oberst Bauer der Sohn unseres ehemaligen Gerichtspräsidenten sein mag?“ fragte der alte Doctor Abel. „Damals, Anno 49, hieß es: er wäre nach Amerika gegangen.“ Gegen meine Gewohnheit war ich so unvorsichtig, es zu bestätigen; der Doctor schwieg, aber das Fräulein fing an, mich mit ihren Fragen zu bestürmen, sie zeigte eine so herzliche und so bescheiden an sich haltende Theilnahme . . .“

„Daß Du ihr Alles sagtest, was sie zu wissen wünschte. Vielleicht hast Du unbewußt das Klügste gethan. Sie ist auf meine Ankunft vorbereitet und das Wiedersehen wird zu gegenseitigem Vergnügen verlaufen.“

„Wenn man Dich so reden hört, sollte man glauben, es hätte zwischen Dir und dem Fräulein die unglücklichste Liebesgeschichte gespielt und...“

„Du stockst? Schütte den ganzen Köcher Deiner spöttischen Pfeile gegen mich aus!“

„Und es lägen keine sechszehn Jahre zwischen Gegenwart und Vergangenheit.“

„Damit richtet sich Deine Vermuthung von selbst. Ich könnte sie mir gefallen lassen, aber das Fräulein würde Augen machen... Nein, Guter, es wird keinen Brudermord zwischen Ottokar und Reinhard um einer zweiten Helena willen geben. Dieser tragische Stoff ist auf der Bühne wie in der Wirklichkeit verbraucht. Ich räume Dir nicht nur ohne Gefecht das Feld — nein, ich mache den Brautwerber. Deine Seelenneigung hast Du schon verrathen, die äußeren Verhältnisse stimmen harmonisch zusammen . . .“

„Und Du bist feierlich zur Hochzeit geladen,“ unterbrach ihn unmuthig Ottokar. „Wir lassen nun lange genug unseren Wiß gegen einander um die Wette laufen; wie wär's, wenn wir ihm einige Ruhe gönn-ten? Die Verehrung, die ich dem Fräulein widme — und ich bitte Dich, das Wort nicht in Deiner humoristischen Weise auszulegen — reimt sich nicht zu Deinen Ansichten, zu Deiner Meinung über sie.“

„Meiner Meinung? Ja, ich habe die höchste von ihr, nur... Doch die Zeit mag entscheiden, wer von uns beiden das Mädchen richtig beurtheilt hat. Eine Bemerkung gestatte mir noch; ich bleibe nicht gern im Verdacht eines alternden Liebhabers, der die Jugendgeliebte wiederfindet. Du kennst die Heine'schen Verse darüber. Nicht nur Du und ich — nein, Alle, die mit uns leben, sind über diesen Weltschmerz und diese Jugendeserei hinaus. Dem Jüngling stehen die Rosen und vielleicht auch die Dornen der Liebe schön, aber der Mann hat doch andere Ziele als die Eroberung eines Weiberherzens. Was zwischen Männern eine Ehrenschild, eine unbezahlte, weil im letzten Grunde unbezahlbare Ehrenschild ist, weißt Du, das“

Und heftig von seinem Stuhl auffpringend, schlug er auf den Tisch. „Eine solche Ehrenschild schwebt zwischen mir und Ottilie Aldenhoven. Die Geschichte zu erzählen, erlässest Du mir. So, nun ist's heraus und nichts mehr davon!“

An das Fenster tretend, warf er seine Cigarre hinaus und starrte eine kurze Weile, mit offenen Augen nichts sehend, auf die Gruppe der Platanen.

Dies Abwenden gewährte auch Ottokar Muße und Sammlung, Herr des ersten Eindrucks zu werden, den das unerwartete Geständniß und noch mehr die

Bewegung des Freundes auf ihn ausgeübt hatten. Daß die Sache nicht damit beendigt sei, sondern ihr Nachspiel haben werde, fühlte er voraus, nicht ohne Gemüthsbewegung, aber zunächst handelte es sich doch nur darum, den Gegenstand des Gespräches in Vergessenheit zu bringen und das Peinliche und Aufregende desselben zu besänftigen. Jenes Unberechenbare und für uns Unbegreifliche, das wir Zufall nennen, mußte in der drohenden Entwicklung weiter führen und helfen. Möglich war es sogar, daß er in seiner grübelnden und bedächtigen Weise dem Ganzen eine ernstere Wichtigkeit beimaß, als es für Reinhard hatte; als er die Schwüle im Gemach anlagte und einen Spaziergang nach dem nahen „Felsenkeller“ vorschlug, fand er den Freund in der bereitwilligsten Stimmung dazu. Legten sie auch den ersten Theil des Weges beinahe schweigend zurück, allmählig kehrte die gute Laune Reinhard's wieder, entronzelte sich seine Stirn. Zu einem Hause, zu dem eine Rampe hinaufführte, an der Ecke einer Straße, zeigte er hinüber. „Dort bin ich geboren! Da hat's neben manchen tollen Streichen und fröhlichen Tagen auch einmal eine Gewitterstunde gegeben. Etwas wie einen Kampf zwischen Vater und Sohn, natürlich nur mit der Zunge! In den alten Liedern wird's mit dem Schwert ausgetragen;

andere Zeiten, andere Sitten! Was der alte Mann, der mich so hart von sich gestoßen, wohl jetzt von dem ungerathenen Sohne sagen würde? — Sei ihm die Erde leicht! Warum wissen wir nichts Besseres den Todten zu wünschen?“

„Als ob es ein Kleines wäre, die Last des Irdischen nicht mehr zu empfinden,“ entgegnete Ottokar.

Oben auf dem „Felsenkeller“, unter schattigen Bäumen, heiterte sich in anregender Gesellschaft, bei einer Flasche edlen Weins, das Gemüth vollends auf. Absichtlich hatte Ottokar diesen Ort als Ziel ihres Ganges vorgeschlagen, weil er der Sammelplatz der Reisenden und Fremden war und von den Bürgern der Stadt weniger besucht wurde; er hoffte so jedes Zusammentreffen Reinhard's mit einem „Bekanntem aus der Vergangenheit“ und jede Anspielung an sie zu vermeiden. Auf der breiten Kuppe der Höhe, vor dem weitläufigen Wirthshause, ließ es sich gut an dem warmen Abend sitzen, im Sonnenuntergang; der Blick schweifte den Fluß hinunter, bis er sich mit diesem in die Schatten des Wald- und Felssthal's im Nordwesten verlor. Wenn vorher in der Unterhaltung der Freunde die Vergangenheit die Hauptrolle gespielt, so kam jetzt die Gegenwart zu ihrem Recht. So unfertig die Verhältnisse im gesammten Vaterlande noch waren, eine Bes-

ferung konnte Reinhard nicht leugnen; wenn er das Deutschland, das er 1849 als Flüchtling verlassen, mit dem neuen verglich, das trotz seiner inneren Zerissenheit durch die Besiegung Dänemarks und die stolze Abweisung fremder Einmischung eben einen vollgültigen Beweis seiner kriegerischen Tüchtigkeit abgelegt, was hatte sich nicht Alles zum Guten gewandt! Wie mächtig war der Gedanke der Einheit aufgekeimt, wie fest und innig hatten sich schon einzelne Formen des freieren Staatslebens mit dem gesammten Dasein verschmolzen! Der lange Aufenthalt in Amerika, seine eigene Theilnahme an der dortigen politischen Entwicklung hatten Reinhard's Anschauungen gemäßiget und gereift, er war zurückhaltender mit seiner Verdammung, wärmer in seiner Anerkennung geworden.

Bisher hatte er noch immer seine Rückreise nach Amerika als selbstverständlich vorausgesetzt, heute regte es sich dunkel und tief in seinem Herzen, als hätte das Vaterland in der gefährlichen Krisis, in dem Zwiespalt zwischen Preußen und Oesterreich, den es durchschreiten mußte, einen Anspruch auf jeden seiner Söhne. Ostokar, der die politische Unterhaltung als den besten Blitzableiter für das in der Seele des Freundes dumpf grollende Wetter herbeigeführt, betonte diese Verpflichtung um so lebhafter, je sichtbarer die Wirkung seiner

Rede auf Reinhard hervortrat. In dem Erwägen des allgemeinen Schicksals vergaßen sie, was den Einzelnen besonders drückte.

In solchen Stimmungen, hin und her im eifrigsten Gedankenaustausch, begaben sie sich auf den Heimweg. Jenseits der Stadt schimmerte ihnen von seinem Berge das graue phantastische Haus der Aldenhoven entgegen. Der Mond stand über der Landschaft; zarte, glänzende Nebelschleier stiegen von den Waldwiesen und den Flußufern auf. Jenes Traumleben, das zwischen Abenddämmerung und Nacht die Natur umfängt und den Strom des Allseins geräuschloser fluthen läßt, breitete seine Zauber aus; sie aber in ihrer politischen Debatte merkten es nicht, für sie gab es im Augenblick weder eine Mondscheinlandschaft noch eine Ottilie Aldenhoven, nur der Staat beschäftigte sie. Die Stelle der religiösen Leidenschaft hat die politische eingenommen; fast scheint es, als erhielte in unseren Tagen nur durch die Bethheiligung an diesen Kämpfen das Leben eines Mannes Inhalt und Werth.

Von der Höhe niedersteigend, hatten sie die breite Fahrstraße erreicht, die zu beiden Seiten von Pappeln und Linden eingefast der Stadt zueilte. Noch waren sie nicht lange darauf fortgegangen, als hinter ihnen der Hufschlag von Pferden und das Rollen eines

Wagens vernehmbar wurde. Näherkommend übertönte das Geräusch ihre Stimmen. Indem sie zur Seite traten, um den Wagen vorüberzulassen, bog sich eine der darin sitzenden Damen, die ältere, daraus hervor, und den grauen Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, ein wenig lüftend, sagte sie grüßend: „Guten Abend, Herr Wildenhagen! Auch auf dem Heimwege? Und immer hier hinaus, als führte zu uns drüben hin kein Pfad!“ Und indem nun der Wagen langsamer fuhr, konnte Ottokar den freundlichen Gruß erwidern und im Vorübergehen einige flüchtige Worte mit der Dame wechseln, die jüngere war schweigsam, wie vorher.

Reinhard hatte seine Schritte gemäßigt und war in einiger Entfernung hinter dem Wagen zurückgeblieben. Der Schleier, die Dämmerung hatten ihn das Antlitz der Dame nicht erkennen lassen, die Stimme dagegen klang ihm bekannt, nur allzubekannt mit ihrem festen, tiefen und reinen Ton. Sagte ihm auch das Herz nichts, so war doch das Ohr ihm der sicherste Bürge . . . ja, es war Ottilie Aldenhoven. Aber ihre Begleiterin, dies junge Mädchen mit dem sanften, blassen Gesicht, das vorhin ein Mondstrahl gestreift, woher kam sie? In welche Beziehung und Verbindung sollte er sie mit dem Fräulein bringen? Statt der Jugendfreundin zog ihn die Fremde in unerklärbarer Weise an.

Da näherte sich ihm der Freund wieder; als müsse er die verlorene Zeit einholen, trieb der Rutscher seine Pferde zu schnellstem Laufe an und der Wagen fauste dahin.

„Das war Fräulein Aldenhoven,“ sagte Ottokar. „Du hast es wohl gleich errathen?“

„Ihr Antlitz sah ich nicht, aber ich erkannte die Stimme; sie hat nichts von ihrer Kraft und Fülle verloren. Welch' eine Sängerin hat die Kunst in Ottilien eingeübt! Durch den Zufall der Geburt, der das Mädchen in einem Schloß statt in einer Hütte das Licht erblicken ließ, eingeübt! Wer war denn die junge Dame neben ihr? Eine Verwandte?“

„Im Hause wird sie Fräulein Anna genannt, wahrscheinlich ist sie mit der Familie verwandt, denn das Fräulein begegnet ihr wie einer jüngeren Schwester. Sie ist erst vor einiger Zeit aus einer Pension in der Hauptstadt hierher gekommen.“

„Seltjam! Und das ist Alles, was Du weißt?“

„Ich bitte Dich, was soll ich mehr von einem jungen, schüchternen Mädchen wissen? Sie ist eine zarte Schönheit, von großer Bescheidenheit und dabei, wie ich glaube, klug und feinfühlig — richtig, sie tanzt leidenschaftlich, obgleich der Arzt es ihr wiederholt

verboten hat. Ich freilich habe noch nie, wie es im Ballfal heißt, die Ehre gehabt . . .“

„Du hältst sie für sehr jung?“ fragte Reinhard scharf und spitz.

„Ich habe kein Malerauge,“ entgegnete arglos Ottokar, „und kenne mich schlecht in Bildern wie im Alter der Frauen aus. Aber da wir unter uns sind und keine Beleidigung darin liegt: wenn Fräulein Aldenhoven sehr frühzeitig geheirathet hätte, denk' ich, daß dies Mädchen, das Deine Neugierde verfolgt, vielleicht ihre Tochter sein könnte.“

„Wenn sie geheirathet hätte?“ sagte Reinhard und sah dem Freunde forschend in's Gesicht. Der ertrug mit heiterer Gelassenheit den fragenden Blick und schien von den Gedanken, die sich darin ausdrückten, oder besser, nach Reinhard's Ansicht, ausdrücken sollten, so weit entfernt zu sein wie der Mond von der Erde — und während Reinhard's Gedanken ihm selbst plötzlich so dunkel und finster vorkamen, wie die Landschaft, die sich immer tiefer in die Schatten der Nacht hüllte, glänzte Ottokar's Seele im stillen Glanz, wie das Gestirn am wolkenlosen Himmel. Er fühlte, daß jede weitere Aeußerung über diese Dinge den Freund verletzen und die Ehre oder das Geheimniß einer Frau antasten würde. Nie war er unzufriedener mit sich

gewesen, daß er die bösen Gedanken nicht verbannen konnte; er kam sich wie ein frecher Bube vor, der auf das weiße Marmorbild, welches der Gegenstand der Verehrung einer ganzen Gegend ist, eine Handvoll Schmutz wirft. Warum? Ja, warum? grübelte er, aus Lust der Zerstörung und Bosheit? Oder aus der Tiefe der Empfindung, die trotz des Mangels an Beweisen, im Widerspruch zur Wirklichkeit, sich ihrer Wahrheit bewußt ist? — Nein, koste es, was es wolle, gelobte er sich, scheinbar und doch achtlos dem Geplauder Ottokar's lauschend, in dieser Unklarheit will ich nicht lange mehr vor mir selbst bleiben.

Zweites Kapitel.

In einer kleinen Stadt werden die geringsten Vorfälle und alltäglichsten Begebenheiten leicht zu Gegenständen allgemeinsten Theilnahme; je weniger man auf den Zeiger an der großen Weltuhr achtet, desto fleißiger und späher beobachtet man den Stundenweiser in dem Leben der Einzelnen. So sprach es sich denn schon im Laufe des nächsten Vormittags von Mund zu Mund herum, daß der Gast des Bürgermeisters der berühmte amerikanische Oberst Reinhard Bauer und noch überdies ein Sohn der Stadt sei, die an weltbekannten, diesseits und jenseits des Oceans gefeierten Persönlichkeiten nicht eben reich war. Wie nach einem fruchtbaren Regen das Gras, so schossen nun die halbvergeffenen Jugendgeschichten des Helden wieder auf. Wahres und Falsches mischte sich in einander, der

Kundige konnte die ersten Ansätze der Mythenbildung an einem lebenden Beispiel studiren. Als die Gesellschaft der Freunde sich am Nachmittage wieder zusammenfand und Jeder einen „kleinen Beitrag“ zu der Biographie und der Charakterschilderung des Helden lieferte, feierte der Gerichtsrath einen der schönsten Triumphe seiner „Menschenkenntniß“, unstreitig war er der erste Physiognomiker der Stadt. Jede seiner Behauptungen hatte die Wahrheit über das Maß der Erwartung hinaus bestätigt. Zwar hatte die Gnade des Königs das „Verbrechen“ aus dem Leben Reinhard Bauer's fortgewischt, aber er hatte doch nichtsdestoweniger Hochverrath begangen, die Waffen gegen seinen Landesherrn geführt, ein Todesurtheil hatte über ihm geschwebt. Während der Rath, ein Fanatiker der Ruhe und Ordnung, diese politische Verirrung des Jünglings hervorhob, verweilten die Anderen, die darin lässiger dachten, bei dem unseligen Zwiespalt, den der politische Gegensatz zwischen Vater und Sohn gerissen, bei der Festigkeit und Standhaftigkeit eines Willens, der ungebeugt von dem Fluch des Vaters sich selbst treu geblieben sei und aus einer Sturmfluth von Widerwärtigkeiten sich nach oben gerettet habe. Der „rothe Republicaner“, der „verstoßene und mißrathene Sohn“ war für alle Gutgefünnten

in der Stadt seiner Zeit ein Greuel und Abscheu gewesen; noch bei dem Tode seines Vaters, bei der Begräbnißfeierlichkeit, hatte der Prediger der allgemeinen Verurtheilung Ausdruck gegeben; der Gram um ein häusliches Unglück, das sie alle nur zu gut noch und lebendig in ihrer Erinnerung hätten, habe das Herz dieses so würdigen und tugendstrengen Mannes gebrochen; hier wäre etwas von jenem Brutus gewesen, der seine Söhne wegen Hochverraths am Vaterlande zum Tode verdammt. In dieser Beleuchtung war die Geschichte geeignet, besonders die Philologen am Tische zu fesseln. Und auch die Wandlung des Windes gab Anlaß, die „leichtbewegliche Volksgunst“ in klassischen Versen zu citiren. So einstimmig früher die Verwerfung gewesen, so einstimmig war jetzt die Bewunderung. Vor dem glänzenden, durch Reichthum und Ruhm ausgezeichneten Officier der amerikanischen Union war der „elende Flüchtling“, der „wüste Abenteurer“ verblaßt; statt sich seiner zu schämen, wie sie so lange in ihrer Unwissenheit gethan, konnte die Stadt mit Recht auf einen solchen Sohn stolz sein.

Ganz und voll sollte sich indessen der Gerichtsrath seines Sieges nicht freuen; der Hauptgegner, der ihm gestern so hitzig widerstritten, war nicht zugegen; eine verjährrte Gewohnheit brechend, fehlte Doctor Abel am

Tische. Doch hieß es zu seiner Entschuldigung, er sei Nachmittags zu dem Fräulein Aldenhoven hinausgerufen worden.

Wohl befand sich der Arzt in dieser Stunde im grauen Schlosse, aber nicht um seinen Beruf zu üben, auch hatte man ihn nicht gerufen, freiwillig war er gekommen, und dem Fräulein, das die Tageseintheilung des alten Freundes kannte, unerwartet genug. „Da ist etwas Besonderes vorgefallen“, hatte sie gesagt, als der Diener ihn in den Balkonsaal führte, „ich will hoffen, ein Glückliches“ — und hatte ihm einen weichgepolsterten breiten Armstuhl zugeschoben. Sie trug ein graues, mit rothen Sammetstreifen besetztes Seidenkleid, um den schönen vollen Hals einen weißen Spitzenkragen, das braune dichte Haar, das an einzelnen Stellen eigenthümlich schon in's Graue schimmerte, in welligen Scheiteln, eine vornehme Erscheinung, von schlanker Gestalt, mit edlen und ruhigen Zügen, in welchen, den weichgeschnittenen sinnlichen Lippen und den starken Augenbrauen gleichsam zum Trotz, der Ausdruck des Sinnigen vorherrschte. Die Anmuth und Leichtigkeit ihrer Bewegungen, die Zierlichkeit ihres Wuchses gaben ihr einen Reiz und eine Frische der Jugend, die leicht über ihr Alter täuschen konnten. Von den Fältchen im Gesicht und Gemüth, welche die untrüg-

lichsten Kennzeichen eines „Mädchens über dreißig“ zu sein pflegen, war auch nicht die leiseste Spur an ihr zu entdecken. Heute vielleicht weniger als je, wo von dem heiteren Tage und der schimmernden Landschaft vor den Fenstern ihres Hauses der Widerschein glänzend auf ihrem Antlitz lag. Ihr schien wirklich, wenigstens zu dieser Stunde, das „zephyrleichte“ Leben klar und spiegelrein dahinzufließen. Als er in ihre hellen tiefblauen Augen und auf ihre sorglos glatte Stirn blickte, überschlich den Doctor Bedauern und beinahe Reue, daß er gekommen, um diesen Frieden und diesen Sonnenschein durch eine, wie er glaubte, verhängnisvolle Kunde zu stören.

Aber wenn Einer, so hatte er die Pflicht, das Fräulein von der nahenden Gefahr zu unterrichten, sie vorzubereiten und zu warnen; überdies, sagte er sich, gibt es ja ein leichtes und sicheres Mittel, Allem vorzubeugen. Können langjährige Dienste, eine stets erprobte Freundschaft die Bande des Blutes ersetzen, die doch, so weit wir das Innere der Natur übersehen, nur der Zufall schlingt, so mochte sich der Doctor Abel mit Recht als ein Mitglied der Familie Aldenhoven betrachten. Sein Beruf hatte ihn mit den Eltern Ottiliens zusammengeführt, in schweren Leiden hatte der Vater den Rest seines Lebens unter seiner treuen Sorge hinge-

bracht; der Doctor war der tägliche Gast, der Berather und Tröster des Kranken geworden. Eine Weile hatte er sogar seine Wohnung im Schlosse aufschlagen müssen, da ihn Aldenhoven nicht von seiner Seite lassen wollte. Weniger aus Besorgniß vor der plötzlichen Erscheinung des Todes, denn sein Uebel gehörte zu jenen Krankheiten, die, durch nichts in ihrem Zerstörungswerk aufgehalten, mit einer grausamen und bewunderungswürdigen Regelmäßigkeit den Leib des Menschen unterwühlen, aushöhlen und endlich den letzten schwachen Funken des Lebens mit eben so schwachem Hauche auslöschen; als weil er aus Abel's Gegenwart und Gespräch eine Zerstreuung und Erfrischung, wie aus dem heilkräftigsten Tranke schöpfte. Gottfried Aldenhoven war in der großen Handelsstadt an der Elbemündung der Theilnehmer und die eigentliche Seele eines in allen Erdtheilen bekannten Handelshauses gewesen, ein geschickter, klug die Umstände berechnender, fast in allen Unternehmungen glücklicher Kaufmann. Der Geschäfte müde, kränklich, ohne einen Sohn, den er in die Geheimnisse seines Standes hätte einweihen können, hatte er sich nach dem Tode seines älteren als Hagestolz gestorbenen Bruders in das graue Schloß zurückgezogen; von hier aus war der Flug der Aldenhovens in die Höhe gegangen und sie bewahrten dem

heimathlichen Boden, wohin sie das Schicksal auch verschlagen, eine unverbrüchliche Treue. Das zeigte sich mehr noch als bei dem Vater bei der Tochter. Während die Mutter nur zögernd in die Aenderung ihres Wohnsitzes eingewilligt, nur mit stillem Verdruß die volksbelebte buntschillernde Handelsstadt mit dem einsamen Schlosse und dem kleinen „Landstädtchen“, wie sie achselzuckend sagte, vertauscht hatte und dem Arzt gegenüber gern auf das „ungeheure Opfer“ zurückkam, das sie ihrem Gatten damit gebracht, war Ottilie vom Tage ihres Eintritts in das ehrwürdige Haus und Familienerbe wie verwachsen mit ihm. Als hätte sie niemals an einem andern Orte, als in diesen Gemächern und Corridoren, auf diesen Wiesen, in diesem Park gelebt! Die Frische der Luft, das fröhliche Umherstreifen auf den Höhen und im Walde, die größere Freiheit und Bewegung thaten dem jungen, schwächlichen Mädchen wohl. Sie wurde stark, kräftig und schön. Schon früh hatte sie gelernt die Herrschaft zu üben; in ihrem sechszehnten Jahre verlor sie die Mutter und sah sich, durch die Krankheit und die zunehmende Grämlichkeit und Abneigung des Vaters gegen alle Geschäfte, an der Spitze eines großen Haushaltes. In solcher Lage konnte es an Gelegenheiten nicht fehlen, wo dem jungen Mädchen männlicher Rath und männ-

liche Thatkraft wünschenswerth, ja in verwickelteren Dingen sogar nothwendig wurden. Es war natürlich, daß sie ihre Zuflucht zu dem Freunde des Vaters nahm, erst zaghaft und zurückhaltend, allmählig vertrauender und zwangloser. So wurde der Doctor, ohne daß er es gewollt oder diese enge Verbindung gesucht, in alle Geheimnisse der Familie eingeweiht. Weder der Vater, noch die Tochter sollten je ihre Wahl bereuen; in jedem Sinne war und blieb der Arzt der Freund des Hauses; nie wurde das unbegrenzte Vertrauen, das sie in ihn gesetzt, auch nur im kleinsten Punkte getäuscht, so gut und noch besser als die eigenen verwaltete Abel die Angelegenheiten Aldenhovens.

Dies schöne Verhältniß überdauerte den Tod des alten Herrn. Halb im Scherz, halb im Ernst hieß es damals in der Stadt: wenn sich das Fräulein je zu einer Heirath entschließen könnte — sie hatte schon damals, noch in ihren Blüthejahren, den Ruf einer Feindin der Ehe — Niemand anders als den kleinen Doctor Abel würde sie heirathen. In Wirklichkeit waren freilich die Gedanken Ottilien's wie die Abel's gleich weit von einer solchen Thorheit entfernt; Beide schienen, trotz der großen Verschiedenheit ihres Alters, auch darin übereinzustimmen, daß sie die persönliche

Freiheit und Unabhängigkeit über Alles schätzten. Selbst die Grundfarbe ihrer Freundschaft änderte sich nicht im Laufe der Zeit; von Ottiliens Seite zärtliche Anhänglichkeit und Treue, von der seinigen die feste und sorgende Theilnahme eines Mannes, der wie ein Vater liebt und dabei doch nie vergißt, daß er nicht die Rechte eines Vaters hat.

Mit liebenswürdiger Geschäftigkeit bemühte sich das Fräulein auch heute um ihn; sie hatte das Fenster geschlossen — denn der furchtlose Doctor fürchtete eins: die Zugluft -- ihm ein Glas seines Lieblingsweins eingeschenkt, in harmloser Neckerei ihn gescholten, daß er seine Freunde heute versäume und Stoff zu allerlei Nachrede geben werde; so ruhig, still und heiter befriedigt in sich, daß Abel sich mit der Neuigkeit, die ihm auf dem Herzen brannte, in seinen Gedanken mit einem schändlichen Friedensbrecher verglich, der, ohne Krieg anzufangen, in das Gebiet seines Nachbarn fällt und blühende Stätten in rauchende Ruinen verwandelt. Zum ersten Mal empfand er die dämonische Gewalt eines einzigen Wortes in ihrer ganzen Schrecklichkeit. Vergebens sann er hin und her, der Kunde, die er bringen mußte, einen Deckmantel umzuhängen; versuchte umsonst, sie mehr ahnen zu lassen, als selbst auszusprechen. Ottilie verstand weder seine

Feinheit, noch keine Schonung; ihr sonst so scharfer Blick mußte an dem heutigen Tage besonders trübe sein; das Bild, daß er ihr durch einen durchsichtigen Schleier zeigte — durchsichtig nach seiner Meinung — blieb ihr so dicht verhüllt, als es das Götterbild der Isis im Tempel zu Sais jemals gewesen war. Dafür entdeckte sie um so sicherer seine Befangenheit und fing an, ihn mit ihren Fragen immer mehr in die Enge zu treiben. Einmal auf dem Rückzuge, fühlte Abel, daß er verloren sei, daß ihm sein Geheimniß im ungünstigsten Augenblick entchlüpfen werde, wenn er der Gegnerin nicht plötzlich Stand hielte und sie durch einen kühnen Angriff zurückschläge. Das Glück war ihm günstig; Ottilie erwähnte beiläufig, daß sie am gestrigen Abend, von einer Spazierfahrt heimkehrend, dem Bürgermeister begegnet sei. „Darum war ich mir heute eher seines, als Ihres Besuches gewärtig“, setzte sie in herausfordernder Schelmerei hinzu.

Dies ist die Brücke der Beresina für Dich, dachte der Arzt und strich mit dem weißseidenen Taschentuch über die Stirne. Muthig hinüber! „Dem Bürgermeister begegnet?“ hustete er. „Ei, ei! Allein?“

„Was fällt Ihnen ein, Doctor!“ lachte Ottilie. „Ich allein am Spätabend, im Dämmerlichte des Vollmonds, mit Herrn Wildenhagen? Bester Freund,

halten Sie mich für so leichtsinnig? Nein, das Kind war mit mir."

„Ach!“ brummte Abel. „Es handelt sich auch nicht um Sie oder Fräulein Anna! Kümmert mich gar nicht, ob Sie den Bürgermeister zu Ihrem Endymion gewählt haben! Ich bin nicht eifersüchtig, nicht so viel!“ Und dabei blies er ein Stäubchen von seinem Rockärmel. „Wünschte nur zu wissen, ob Herr Wildenhagen allein war?“

Nicht die Frage, der Ton, in dem er sie that, machte das Fräulein stutzen. Bisher war das Gespräch ein lustiges Kreuzfeuer von Scherzen gewesen — sie liebte es, ihre „beiden unvergleichlichen Verehrer“, den Doctor und den Bürgermeister, den einen mit dem andern zu necken — lauerte ein ernsthafter Blick dahinter?

„Nein,“ entgegnete sie, „Herr Wildenhagen war nicht allein, aber ich habe den Herrn, der mit ihm ging, nicht erkannt, er blieb im Schatten, unter den Bäumen des Weges.“

„Im Schatten ein Schatten! Und stieg keine Ahnung bei seinem Anblick in Ihnen auf?“

„Eine Ahnung?“ Forschend hielt Ottilie ihre blauen Augen, die noch einmal so hell und strahlend als gewöhnlich schimmerten, auf den alten Freund gerichtet,

der weißlich sein Gesicht zur Hälfte hinter dem Taschentuche verbarg. „Sollte es,“ — sie stockte, um ihre Lippen zuckte es ein wenig.

„Ja! ja!“ meinte der Doctor und wehte sich leidenschaftlich Kühlung zu.

„Also Reinhard — Reinhard Bauer war der Begleiter Wildenhagen's“, sagte mit einer Ruhe, die ihren Eindruck auf den Arzt nicht verfehlte, das Fräulein. „Nach Allem, was geschehen“ — und hier war es, als zöge sich ein feiner rosigter Schleier über ihr Antlitz — „wird die erste Stunde des Wiedersehens zwischen ihm und mir ihr Peinliches haben; dann aber . . . ja, Werthester, warum sollte ich es Ihnen nicht gestehen? . . . mich wird es auf das Innigste freuen, dem Jugendfreund in Allem und über Alles versöhnt die Hand zu reichen!“

Trotz der Feinheit und Geistesgegenwart, die ihm Alle nachrühmten, konnte Abel sein Erstaunen nicht bemeßern. Zu entschieden ging Ottiliens Aeußerung gegen seine Vermuthungen, Ansichten und Pläne vor. „Es ist also doch wahr“, sagte er zwischen Spott und Klage, „die Freundschaft erräth niemals die ganze Tiefe eines Frauenherzens! Sie wünschen jetzt die Begegnung, die Ihnen noch vor Kurzem beinahe unmöglich erschien.“

„Und wenn ich Ihnen mit dem Sprüchwort antwortete: Guter Rath kommt über Nacht? Aber, wie sollte Ihre Ottilie“ — und sie reichte ihm die Hand — „Ihnen die Gründe verbergen, die ihren Entschluß bestimmen? Als ich die erste Nachricht von der Anwesenheit Reinhard's in unserer Hauptstadt vernahm, habe ich meine Theilnahme an seinem Schicksal nicht verleugnet, im Gegentheil, nach Ihrer Meinung, viel zu lebhaft gezeigt. Mein kluger Kopf ist eben nur Ihre Dichtung, lieber Freund, ein leidenschaftliches Gefühl hat noch immer leichtes, nur allzu leichtes Spiel mit ihm. Diese Besorgniß ließ mich damals ein Zusammentreffen mit Reinhard fürchten; seitdem habe ich mich an den Gedanken des Wiedersehens gewöhnt und ihn wie unter einem Ihrer Vergrößerungsgläser betrachtet. Wie Sie wissen, stecke ich voll Aberglauben. Führt ihn Dir das Geschick wieder entgegen, habe ich mir zuletzt gesagt, so wirst Du ihm nicht ausweichen, wie eine Zornige oder eine Schuldige, sondern ihn empfangen, wie es Dir das Herz gebietet, als Freundin den Freund!“

„Vortrefflich, ganz Ihrer schönen Seele gemäß! Nur haben Sie eins vergessen, daß es nicht bei Händedrücken und mehr oder weniger aufrichtigen Freundschaftsversicherungen bleiben wird. Ich erkenne in der

Thut meine kluge Ottilie nicht wieder. Wenn Einem eine Kugel im Leibe steckt, wie bringen wir sie heraus? Durch Schneiden, Schneiden! Operation heißt es in der Medicin, Auseinandersehung bei Herzenswunden! Und das soll hier nicht sein! Wofür bin ich Ihr Arzt? Ich will nicht, daß Sie sich solchen Erschütterungen hingeben, aus einer sentimentalen Grille hingeben — ja, ja! sentimentalen Grille!“

„Nun fange ich doch an zu glauben, daß die Freundschaft eifersüchtiger sein kann, als die Liebe. Ihre Freundschaft zumal! Was malen Sie sich übertreibend aus! Als hätten Reinhard und ich nichts Eiligeres zu thun, als die erloschenen Kohlen wieder anzublafen . . . erloschen, zu seinem und meinem Glück seit sechs^{und}zehn Jahren! Gibt es außer dem einen Bande, das für immer zerrissen ist, nicht hundert andere Fäden, die uns verknüpfen? Gerade, wenn ich es vermeiden würde, mit ihm zusammenzutreffen, riese ich Verdacht und Argwohn wieder wach.“

„Und wenn Sie heute, morgen in der Frühe verreisten? Wofür haben Sie die Eisenbahn vor Ihrer Thüre? Sie zucken mit den Wimpern? Oho, ich schlage Ihnen keine Flucht vor.“

„Nein, nur einen Rückzug vor der Schlacht! Sehen Sie mich fest an, bin ich denn eine so räthsel-

hafte Sphinx? Ich habe Ihnen damals gesagt, ich wiederhole es Ihnen heute: ich habe Reinhard nicht geliebt und weiß, daß er mich ebenso wenig geliebt hat. Sie schütteln mit dem Kopfe? Ist denn keine Wahrheit in meinen Worten?"

„Selbsttäuschung ist darin!“ brummte der Arzt. „Die Sphinx ist sich selbst ein Räthsel. Im Uebrigen bescheide ich mich; Ihre Augen strahlen das gewisse Gefunkel aus, dem ich nicht gerne widerstehe. Doch werden Sie mich darum nicht los, ich werde Sie auf Tritt und Schritt bewachen, bis dieser Herr Bauer das Feld geräumt hat. Löst er aber als Oedipus Ihr Räthsel und Sie müssen sich in den Abgrund stürzen, wie es einer rechtschaffenen Sphinx geziemt . . .“

„So schreiben Sie in Ihr Tagebuch: Ottilie ohne Beihülfe der Medicin als Rezerin gestorben.“

„Ich gebe Sie auf, ganz auf! Hat man solchen Troß erlebt! Aesculap's Leugnerin! Indessen die Jugend werden Sie nicht mit sich in's Verderben reißen wollen“ — seine Stimme versuchte sich in den sanftesten Schmeicheltönen — „lassen Sie mich das Kind retten.“

Welche Aeußerungen auch bisher im Verlauf des Gesprächs gefallen waren, Ottiliens heitere und klare

Ruhe hatte sich nicht einen Augenblick getrübt. Erst die Erwähnung des „Kindes“ brachte eine Veränderung ihres Gesichtsausdrucks hervor. Ein finsterner Zug erschien in ihren Mienen und, mit der Hand abwehrend, sagte sie: „Versteh' ich Sie recht? Ich soll Anna aus dem Schlosse entfernen?“

„Für einige Tage! Bis Alles wieder in's rechte Geleise gekommen, oder bis ich das Kind vorbereitet...“

Ehe er es hindern konnte, hatte sie sich zu ihm herabgeneigt und drückte ihre Lippen auf seine Rechte. „Sie meinen es gut! In Ihnen ist ein so unbegrenztes Wohlwollen für mich, so grenzenlos wie eines Vaters Liebe! Aber Anna bleibt bei mir, sie gehört hierher.“ Hatte ihre Stimme bei ihren ersten Worten wie von einem mühsam unterdrückten Schluchzen ge-
hebt, bei ihren letzten hatte sie ihre Kraft und Fülle, wie die Sprecherin die Herrschaft über ihr Gemüth, wiedergewonnen.

Wenn in der Luft nun auch noch etwas Angstliches und Schwüles Beide umschwebte, so machte doch der Eintritt des Dieners, der Herrn Ottokar Wildenhagen meldete, der Verlegenheit und dem Stillschweigen, die nach Ottiliens bestimmter Erklärung einzutreten drohten, ein schnelles Ende.

Der Doctor wollte in einem vielsagenden Blick

der Freundin Alles mittheilen, was er über den Besuch Wildenhagen's dachte, in welcher unmittelbaren Verbindung derselbe mit dem Kern ihrer Unterhaltung stände, allein Ottilie hatte kaum die Zeit, diesen Blick aufzufangen, noch weniger, ihn verständnißsinnig zu erwidern; schon nabte sich ihr, liebenswürdig und bescheiden, wie immer, der Bürgermeister. Vielleicht würde Reinhard, wenn er die Beiden bei dieser gegenseitigen Begrüßung gesehen, den Wunsch, sie zu verheirathen, aus satyrischer Bosheit noch einmal so laut ausgesprochen haben. Der gute, geschmeidige Ottokar schaute mit einer Verehrung zu dem schönen Fräulein auf, als ob sie in Wahrheit die Königin des Olymps wäre, an deren Verkörperung in Marmor — wir nennen sie die Juno Ludovisi — Ottiliens Antlitz von ungefähr erinnerte; so ganz spielte er die zweite Rolle, daß für ein eheliches Concert ihm nicht übrig geblieben wäre, als unter verschlechterten Umständen darin fortzufahren. Von einem anderen Standpunkt aus betrachtete ihn Abel; Wildenhagen war in dieser Stunde für ihn nichts als der Abgesandte jenes bösen Feindes, der so unerwartet gekommen, den Frieden und das Lebensglück seiner Freundin zu zerstören. Uebellaunig lauerte er auf jedes Wort und jede Bewegung des unschuldigen Ottokar, die denselben in

seiner ganzen Höflichkeit als „Svion“ entlarven könnten. Ohne zu ahnen, welch' mißgünstigen Beobachter er in dem Doctor an seiner Seite hatte, gab der Bedrohte indessen, in glücklicher Unbewußtheit, eine Probe seiner vollendeten diplomatischen Kunst. Von den wichtigsten Dingen anhebend, belebte sich allmählig das Gespräch, eine Anregung erzeugte eine andere, dieser Ton weckte jenes Echo, und gerade der Doctor, der sich bei Wildenhagen's Eintritt gelobt, schweigend zu beobachten, wie ein vorgeschobener Posten auf der Wache im Feldlager, fand sich von seinem Eifer fortgerissen, von der Feinheit des Gegners umgarnt, plötzlich im Mittelpunkt der Unterhaltung, bei einer Stelle, wo ihm der Name Reinhard Bauer entschlüpfte.

Der kleine Mann wurde rothbraun vor Zorn, als ihm darauf hin Ottokar mit der verbindlichsten Höflichkeit, als theile er ihm eine Neuigkeit mit, berichtete, daß der Oberst seit gestern in der Stadt weile und eine seiner ersten Fragen gewesen: lebt unser Doctor Abel noch? Damit war das Eis gebrochen und Wildenhagen offenbar dem geheimen Zweck seines Besuchs, den ihm der Doctor nun einmal unterschoob, die Gesinnungen des Fräuleins in Betreff seines Freundes zu erkunden, näher gerückt. Doch blieb Ottilie kühler und zurückhaltender, als Abel es zu hoffen ge-

wagt; nur konnte sie nicht umhin, auf eine andeutende Frage Ottokar's höflich zu antworten, daß es ihr ein Vergnügen sein werde, einen so berühmten Landsmann in ihrem Hause zu sehen.

Indeß lockte der sonnige Spätnachmittag in das Freie, und das Fräulein schlug ihren Gästen einen Gang in den Garten vor, dort würden sie auch Anna treffen, die sich seit einigen Tagen mit einer Naturstudie mühe; der alte Thurm am Ausgange des Gartens nach dem Walde zu habe es dem Kinde angethan, und sie wolle nicht nachlassen, bis sie ihn in ihr Skizzenbuch eingetragen. Die Erwähnung des Thurmes erregte dem Doctor wahres Herzeleid; es sei eine Schande, daß dieß geschmacklose Mauerwerk für Krähen und Dohlen, Ratten und Mäuse noch immer den zierlichen Garten entstelle, längst hätte die Besitzerin es sollen abbrechen lassen, aber die Vernunft der Frauen sei ein eigenes Ding, ehe es nicht ein Unglück gegeben und irgend ein Unvorsichtiger sich den Hals darin gebrochen, werde die Ruine nicht abgetragen werden; den Brunnen deckt man zu, wenn das Kind hineingefallen. Statt jeder Antwort begnügte sich Ottilie mit einem halb mitleidigen, halb mißbilligenden Lächeln, und als sei es an dieser Strafe für den vorlauten Freund noch nicht genug, nahm sie Ottokar's Arm.

Hinter dem Hause lagen zunächst einige freisrunde Rasenplätze mit Figuren und Basen von Sandstein verziert, welche längst im Sturm und Regen der Jahre verwittert, dazwischen neuere Blumenanlagen und an der Mauer sich entlang ziehend ein von wildem Wein umrankter schattiger Gang. Dahinter stieg der Garten allmählig fast terrassenartig zu dem Walde auf der Spitze des Berges an. Mit seinen stolzen Tannen und Fichten, seinen knorrigen Eichen und breit-ästigen Buchen war dieser Theil der ganzen Anlage der schönste und malerischste, und je weiter man nach oben hin kam, durch das Aufhören jedes wohlgepflegten Pfades, durch dicht verwachsenes Gebüsch, auch der wildeste. Offenbar hatte es der Gärtner aufgegeben, überall auf diesem weiten, von der Mauer eingeschlossenen Raum die Natur zu zügeln und in die Zucht der Kunst zu nehmen, er hatte es vorgezogen, sich zu beschränken, um in dem Umkreise des Hauses desto schönere und reizvollere landschaftliche Schönheiten zu schaffen.

In jenem einsamen und verlassenem Theil des Gartens nun, hart wo er den Wald berührte, erhob sich das wunderliche Gebäude, das die Bewohner des Hauses den alten Thurm nannten. Wie ein Wartthurm mit seiner Plattform und Mauerzinnen ragte

es über der Mauer hervor, nur war jetzt schwer zu sagen, zu welchem Zweck es eigentlich gedient habe. Zum Schutz und Trutz hatte es der Erbauer, der Großvater der jetzigen Besitzerin, schwerlich aufführen lassen und, wenn es einen Aufsichtspunkt abgeben sollte, die Stelle schlecht gewählt. Wohl mochten in den siebenzig Jahren, die der Thurm schon zählte, die Bäume umher dichter und stattlicher aufgewachsen, der Weg, der damals in breiter Richtung von dem Fuß des Thurmes durch den Wald geschlagen worden war, wieder bepflanzt worden sein, jedenfalls war auch in jenen Tagen nur eine sehr beschränkte Rund- und Ausschau von der Warte möglich gewesen. Jetzt hatte der Thurm kein besseres Recht, noch immer aufrecht auf seinem Platz zu stehen, als das der Verjährung und Gewohnheit. Es ließ sich nicht einmal zu seinem Gunsten einwenden, daß er in seiner Ruinenhaftigkeit der Gegend einen romantischen Zug verleihe. Dazu sah er, trotz seiner eingestürzten Zinnen, seiner rostigen Eisenthüre, der blinden Fensterscheiben, in den drei Gemächern, die er enthielt, und der schmalen ausgetretenen Wendeltreppe, die auf das Dach führte, wieder zu zopfig aus. Mancherlei Vorschläge, ihn durch ein gefälligeres Gartenhaus zu ersetzen und durch Niederschlagen der ihn umdrängenden Bäume Raum und Licht

zu schaffen, hatte man dem Fräulein gemacht, ohne sie dafür zu gewinnen. „Mir käme es wie eine Entweihung vor, wenn ich das alte Gemäuer zerstörte“, sagte sie. „Ich habe als Kind lustig und toll darin gespielt, es ist mir werth und theuer, ich ändere nichts daran. Mögen Zeit und Schicksal mit ihm verfahren, wie's ihnen beliebt, mich dünkt, auch für einen morschen Thurm ist es schöner, so mächtigen Gegnern als der Laune eines Weibes zu erliegen.“

Und daß bei all' seiner Häßlichkeit und seinem melancholischen Düster das verfallene Gebäude wenigstens für die Jugend einen besonderen Reiz haben müsse, bewies „das Kind“. Am liebsten lenkte Anna hierher ihre Schritte, scheu und verzagt im Verkehr mit Menschen, fühlte sie sich in dieser Einsamkeit, unter dem altmodischen schadhaften Hausrath drinnen, unter den Tannen draußen heimisch und glücklich. In dem stattlichen Wohnhause wurde es ihr oft unheimlich zu Muth, ein peinigendes Gefühl, dessen Quelle sie nicht entdecken konnte, daß sie nicht in diese reich geschmückten Gemächer passe, trieb sie in den Wald hinaus. Vielleicht hatte Ottilie einen Fehler begangen, die Waise vor der Zeit aus der Pension in der Hauptstadt, in der sie erzogen wurde, zu sich zu rufen; Anna war zu jung, um sich rückhaltlos der älteren Freundin

anzuschließen und in diesem Umgang rasch die Einbuße zu verschmerzen, die sie durch ihre unerwartete Trennung von ihren Mitschülerinnen und Jugendgefährtinnen erlitten. In solchem Herzensleiden einer erwachenden Jungfräulichkeit gewährt die Natur Trost und Heilung. Anfangs hatten Anna's Spaziergänge nach dem Thurm keinen anderen Zweck, als den, dort ungestört zu träumen und Schattenbildern nachzuhängen. Eine scherzhafte Frage Ottiliens, welche Geister sie denn in der Wildniß beschwöre? störte sie aus diesem Müßiggang der Phantasie; nach einigem Zögern begann sie die Ruine zu zeichnen. Je weiter sie vorrückte, desto fester hielt sie die Arbeit und bot ihr noch überdies den Vortheil, ohne der Neugier Rede stehen zu müssen, an dem geliebten Ort nach Gefallen weilen zu können.

So hatte sie auch heute, zur Stunde, in der Doctor Abel das Haus betrat, ihren gewohnten Platz, eine steinerne moosüberwachsene Bank dem Thurm gegenüber, eingenommen. Das Skizzenbuch ruhte auf ihren Knien; den Strohhut mit den blauen Bändern hatte sie auf den Zweig einer Tanne, die wie ein schützender Niese hinter der Bank schlank und still in ihrem tiefgrünen Schmucke stand, aufgehängt; ein leiser Windhauch spielte mit ihrem leicht gelockten blonden Haar. Eine Weile hatte sie unthätig dageessen, dem Flattern

der Vögel hin und her und den lustigen Sprüngen eines Eichhörnchens zugeschaut. Ein verlorener Sonnenstrahl irrte hin und wieder durch das Walddickicht und streifte die Zinnen des Gemäuers. In der Sonnenwärme ein geheimnißvolles, thätiges und doch fast geräuschloses Alleben, das seine sanft bestrickende Gewalt auch auf das Mädchen ausübte. Beinahe wäre der Stift ihrer Hand entfallen. Um sich munter zu erhalten, fing sie an, ein Liedchen vor sich hin zu summen, leise nur, um den Frieden, der sie so feierlich umschwebte, nicht zu stören. Dabei zeichnete sie auf das Eifrigste, als müßte sie die frühere Versäumniß wieder einbringen. Nur zuweilen blickte sie von ihrer Arbeit zu dem Thurm hinüber und bemerkte, in ihre Aufgabe vertieft, den Mann nicht, der schon eine Weile ihr über die Mauer hinweg zusah. Er war durch den Wald gekommen und stand, den Arm auf die an dieser Stelle stark zerfallene und zerbröckelnde Mauer gestützt, schweigend in dem Anblick des Mädchens verloren. Ihr Gesicht konnte er nicht sehen, sie hielt es auf ihr Blatt hinabgebeugt, und die zwischen der Bank und der Mauer aufragenden Bäume deckten sie überdies vor seinen forschenden Blicken. Auch mochte ihn, nach der ersten Ueberraschung, hier, wo er vermuthlich Niemand erwartet hatte, eine zeichnende

Dame zu finden, der Thurm ebenso sehr, wenn nicht noch lebhafter anziehen, als sie. Wie einer, der jeden Stein daran kannte und mitleidig den Spuren der verwüstenden Zeit in dem alten Bauwerk nachging, als berührte ihn die zersprungene Scheibe, die gesunkene Rinne, die rostige Thüre schmerzlich wie ebenso viele Narben und Runzeln im Gesicht eines lange nicht gesehenen Freundes, betrachtete er die Ruine. War es nun eine zufällige Bewegung Anna's, um eine Fliege zu verscheuchen, die sie umschwirrte, oder ein Geräusch des Fremden, das zu dem Ohr des Mädchens drang — sie wandte sich um und erblickte zusammenschreckend den jenseits der Mauer stehenden Mann.

Die scheu auf ihn gerichteten Augen, das wechselnde Erröthen und Erblichen Anna's gaben dem Fremden das Bewußtsein seiner Lage wieder; die Erinnerungen, die der Thurm und die Bäume umher in ihm erweckt haben mochten, verslogen, die Gegenwart drängte sich ihm unmittelbar und unwiderstehlich auf.

„Verzeihung, mein Fräulein“, sagte er mit höflichem Gruße, „daß ich Sie wider Willen erschreckt habe. So in Gedanken und für mich hin — Sie wissen das aus Ihrem Goethe und Ihrem jungen Herzen besser als ich — kam ich durch den Wald daher

und blieb im Angesicht des Thurmes stehen. Sie zeichnen den alten Gesellen? Darf ich mir einen Blick auf Ihre Skizze erlauben?"

„Mein Herr!“ stammelte Anna und erhob sich von der Bank. Ihre erste Empfindung war, davonzueilen, aber ihr Mädchenstolz hielt sie fest. Was hätte der Fremde von ihr denken müssen? War sie nicht in ihrem Recht auf dieser Stelle? Es galt, flüsterte sie sich selber Muth ein, seiner kecken Aufdringlichkeit mit Würde entgegenzutreten.

„Sie finden meine Bitte zu kühn? Sie geschieht nur aus Künstlereifersucht. Als ich so jung war, wie Sie, habe ich mich auch Tag um Tag bemüht, den Thurm getreulich abzuconterfeien — Ihnen will ich es gerne gestehen, ohne Erfolg.“

„Sie, mein Herr?“ Nun gerieth der Vorsatz, dem fremden Manne mit jener kühl ablehnenden Würde, in der, nach Anna's Meinung, Ottilie eine so große Meisterin war, zu begegnen, in die Brüche; in dem kindlichen Gemüth überwog die Neugierde jedes andere Gefühl, ein Zug geheimer Theilnahme führte sie dem Fremden, fast ohne daß sie es merkte, entgegen. „Sie haben den Thurm gezeichnet?“ wiederholte sie, ihre Locken schüttelnd. „Ja, sind Sie denn aus dieser Gegend?“

„Ja, mein Fräulein, und da ich hoffe, daß auch

Sie auf diesem Boden geboren sind, habe ich das Recht und das Glück, Sie in jedem Sinne als meine Landsmännin begrüßen zu können und zu dürfen. Deshalb gestatten Sie“ — und mit einem kühnen Schwunge setzte er über die niedrige Mauer — „es spricht sich gemüthlicher, wenn die alten Steine sich nicht zwischen uns hindernd erheben; Pyramus und Thisbe sind wir ja nicht.“

Solche Kühnheit brachte das junge Mädchen vollends aus der Fassung und ohne Zweifel würde sie, mit Zurücklassung ihres Strohhutes und ihres Albums, jetzt den vorher verworfenen Fluchtversuch gewagt haben — in der sicheren Ueberzeugung, daß er sie einholen und anhalten würde, wäre nicht eine plötzliche, merkwürdige Aenderung in dem Fremden vorgegangen. Vorhin hatte er in der liebenswürdigsten und dabei doch überlegenen Weise mit ihr gescherzt, in Haltung und Bewegung, nach seiner Kleidung wie nach seiner gewählten Sprache ein „Gentleman“ — ein Ideal, das für Anna, aus der Lectüre englischer Romane erwachsen, alles Männliche, Ritterliche und Ehrevolle in sich schloß. Jetzt, ihr dicht gegenüber, verwandelte sich der Ausdruck seines Gesichtes, der Ton seiner Stimme. Zum ersten Male sah er ihr tief in die Augen und durchforschte ihr Antlitz mit einer ängstlichen Spannung.

Früher hatte sich Anna, in mädchenhafter Scheu, wie versteckt hinter den Bäumen gehalten; so aber, vor ihm, konnte sie den Kopf nur zur Seite wenden. Es war ihr nicht möglich, seinen Blick zu erwidern, ein dunkles Feuer blitzte darin, und zugleich überzog eine schwere Wolke seine noch soeben heitere Stirne. Seine Lippen bebten und er mußte sie mit sichtlichem Gewalt auf einander pressen, um die Frage, die sich über sie drängen wollte, im Herzen zu verschließen.

„Fräulein Anna,“ sagte er rauh und heiser und streckte die Hand nach ihr aus, als müsse er sich durch die Berührung versichern, daß er keine Erscheinung, die aus Luft gewebt in Luft zerflattere, sondern eine Sterbliche vor sich habe.

Diese Verwandlung des vorher so ruhigen und seiner selbst so sicheren Mannes übte eine mächtige Wirkung auf das Mädchen aus. Noch nie hatte sie in ihrer glücklichen Unerfahrenheit den Anblick eines Menschen gehabt, der mit einer Leidenschaft ringt. Sie fühlte sich wie am Boden gefesselt, unbeweglich, mit bleichen Wangen und starren Augen, stand sie; zuletzt waren doch ihr Mitleid und ihre Rindlichkeit die stärkeren Gewalten. „Was ist Ihnen?“ fragte sie schüchtern. „Wollen Sie niedersitzen? Ich hole Ihnen einen frischen Trunk Wasser.“

Inzwischen hatte sich der Fremde gefaßt. „Ich danke Ihnen, es ist nichts. Ein Schwindel, ein Flimmern vor dem Gesicht! Vielleicht rührt es von dem Widerscheine der Sonne auf den Fensterscheiben des Thurmes her. Aber rasch, zeigen Sie einmal Ihre Zeichnung.“

„Nein, mein Herr, das geht nicht an. Sie ist eben erst begonnen, und Ihr Tadel hindert mich wohl, sie überhaupt zu vollenden.“

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich sie tadeln würde?“

„Die Leute, die loben, pflegen anders auszu-
sehen.“

„Etwa wie Freund Ottokar,“ lachte er auf, wie Einer, der einem klugen Kinde sein Geheimniß abgelauscht hat. „Ich wollte sagen, wie der gestrenge Herr Bürgermeister Wildenhagen?“

Bei der Erwähnung des Bürgermeisters war Anna bis zu den Schläfen hinauf roth geworden, hatte eilig ihren Strohhut von dem Zweig herabgenommen und schien, ihr Skizzenbuch krampfhaft an den Busen drückend, sowohl zur Abwehr wie zur Flucht bereit.

„Nichts für ungut,“ sagte der Fremde, der allen Bewegungen des anmuthigen Mädchens folgte, und streckte ihr noch einmal die Hand entgegen. „Der Bürgermeister ist mein guter Freund, von ihm habe ich

Ihren Namen erfahren — gestern, als Sie mit dem Fräulein Aldenhoven in die Stadt fuhren. Sie merken daraus, daß ich kein Herrenmeister bin, und wenn auch unsere Bekanntschaft absonderlich angehoben hat, es wird nur an uns liegen, daß sie künftig auf ebener Straße fortfährt.“

Die dargebotene Hand zurückweisen, wäre unartig gewesen, doch konnte sich Anna nicht entschließen, sie anders als mit den Fingerspitzen zu berühren. Welch' ein seltsamer Mann war dieser Fremde! Wie so eigen sein Benehmen! In ihrer Umgebung war nicht ein Einziger, der sich mit ihm vergleichen ließ. Je länger sie mit ihm sprach, desto stärker wurde sein Einfluß auf sie, mit geheimer Furcht empfand sie es. Um sich mit Ehren aus ihrer Lage zu ziehen, raffte sie ihre Kräfte zusammen und sagte: „Sie wollen, daß unsere Bekanntschaft fortan auf gerader Straße sich bewege, mein Herr? Lassen Sie mich dann den ersten Schritt darauf thun und Sie der Besitzerin dieses Gartens und Hauses vorstellen.“

„Dem Fräulein Aldenhoven?“

„Ja, es ist unschicklich, daß ich ihr nicht schon diesen Besuch eines . . .“

„So interessanten Fremden angekündigt habe?“ unterbrach er sie lachend, seine gute Laune schien zu-

rückgekehrt. „Das eilt nicht, mein Fräulein! Ich glaube gar, Sie wollen mir mit der Besizerin dieses Parkes Schrecken einjagen; so feierlich ernsthaft reden Sie von ihr.“

„Ich rede mit der Ehrerbietung von meiner gütigen Beschützerin, die sie verdient.“

„Beschützerin?“

„Erregt das Wort Ihr Staunen? Ich bin eine arme Waise.“

„Vergebung, mein Fräulein, wenn ich unvorsichtig eine Saite Ihres Herzens berührt, die schmerzlich klingt. Nichts liegt mir ferner; ich bin beschämt über meine Tactlosigkeit. Und um Sie ganz zu beruhigen, verspreche ich Ihnen, daß ich auf dem nächsten Pfade mit Ihnen zu dem Hause gehen werde, nur einen Blick lassen Sie mich noch in den Thurm werfen. Zwei so alte Freunde, wie ich und er, beides mittelalterliche Reste und auf der Schattenseite des Lebens, sehen sich nach so langer Trennung gerne einen Augenblick allein und ohne Zeugen. Es gibt Geheimnisse zwischen ihnen, die sie nur einander anvertrauen mögen.“

So sprechend schritt er auf den Thurm zu; auch wenn sie gewollt, hätte ihn Anna nicht zurückzuhalten vermocht, er trat auf, als wäre er auf diesem Boden der unumschränkte Herr; sie konnte ihm nur noch nach-

rufen: „Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr, steigen Sie nicht die Wendeltreppe hinan! Die Stufen sind aus den Fugen gewichen.“

Statt jeder Antwort wandte er, schon unter der Thüre der Ruine stehend, sein Gesicht ihr zu, wie vom Glanz der Sonne, der durch die Zweige der Bäume darauf fiel, schimmerte es von Muth und Lebensfreudigkeit.

Anna nahm ihren Platz auf der Steinbank wieder ein, mit der Absicht, an ihrer Zeichnung weiter zu arbeiten, aber der Stift zitterte in ihrer Hand und kein Strich wollte ihr gelingen. Mißmuthig, klopfenden Herzens, die Augen wiederholt zu dem Dach des Thurmes erhebend, als müsse dort ein Stein niederstürzen, ein Unglück geschehen, saß sie da. Nur eine kurze Weile, die innere Unruhe trieb sie, aufzustehen und unter den Bäumen auf- und abzuwandeln. Im Thurm blieb Alles still; zuweilen knarrte und ächzte es; der Fremde hatte wohl eine Thüre geöffnet. Drinnen und draußen tiefster Friede.

Ja, Friede in der Ruine, die ahnungslos und unbewußt ihrer Vernichtung entgegenträumte, Friede unter den Tannen und in den langsam dahinziehenden Wolken des Himmels — allein Sturm und Kampf in dem Kopfe und Herzen Reinhard's, der trotz der

Warnung Anna's die Wendeltreppe zu dem obersten Gemach des Thurmes hinaufstieg.

Jeder von uns schleppt eine Welt mit sich — die Welt seiner Vergangenheit, die sich aus seinen eigenen Thaten so fest und unzerstörbar wie der Erdball aufbaut — und es ist nur ein Wunder, daß er nicht beständig ihre Last empfindet, sondern so gelassen darunter fortlebt, wie unter dem Druck der atmosphärischen Luftsäule. Werden wir aber einmal durch ein Ereigniß, einen Stoß, den unser Gedächtniß erhält, gezwungen, hinter uns zu sehen und jenes dunkle Schattenreich an uns vorüberwandeln zu lassen, wessen Stärke löste sich nicht da in Wehmuth auf! Wer spielte da nicht mit Möglichkeiten, die nun für immer abgeschnitten sind! Mit Entwürfen zu einem idealen Lebensplan, den er ausgeführt hätte, wäre damals nicht ein unbedachtes Wort den Lippen entwischt! Dann werden wir uns wohl des Zusammenhangs der Dinge klar, wie eins aus dem anderen sich gesetzmäßig entwickelte und nirgends Willkür und Zufall herrschte, nur der erste Funke, der in die träge Seele schlug, der erste Stoß, der die Masse in Bewegung setzte, bleiben nach wie vor mit undurchdringlichem Schleier verhüllt.

Tief seufzend unter der Wucht dieser Gedanken

war Reinhard die Stiege hinangeschritten und hatte die Thüre zu dem Gemache geöffnet. Es lag hart unter dem Dach; eine schmale Wendeltreppe von Eichenholz um eine kunstvoll gedrehte Säule, die in der Mitte des Raumes bis zur Decke aufragte, sich windend, führte zu der Fallthüre, die auf die Plattform hinauszuging. Jener eigenthümliche Duft, der unbewohnte Zimmer mit altem Hausrath erfüllt, wehte ihm entgegen. In dem Gemach war es heiß und dämmerig. Wer mochte sagen, wann der letzte erfrischende Lufthauch durch die Fenster geströmt war? Erblindet waren die kleinen Scheiben, ungestört hatten die Spinnen ihre Neze darüber gewoben, sie hingen von den geschnitzten Balken der Decke. Dort in der Nische stand noch das Himmelbett, die wollenen Gardinen waren zugezogen, ausgeblaßt in ihren Farben, mit so manchem Riß. Ein Stuhl lehnte sich an das Bett; zu meiner Zeit wackelte er nur, dachte Reinhard, jetzt hat er den Fuß gebrochen. Der Schrank mit den Beschlägen und Griffen von Messing, der Lehnstuhl mit dem grünen Lederbezug, dessen Nähte bedenklich klappten — es waren die stummen und doch gewichtigen, unbestechlichen und unabwendlichen Zeugen der Vergangenheit. Kannst Du uns offen in's Angesicht blicken? schien jeder zu fragen. Ja, kannst Du es? fragte

leise eine Stimme. Zusammensahrend schaute sich Reinhard um. Es geschieht Dir schon Recht, sagte er halblaut, Du bist ein Narr, mit dem die Gespenster am hellen Tage ihren Poffen treiben. Sie ist todt. Und auch ihr Bild ist, gestehe es doch nur, in Deinem Herzen halb erloschen. Glaubst Du, der alte Trödelkram hier wird es wieder auffrischen? Eine Liebe aus der Studentenzeit! Ja, wenn die Dinge um Dich her reden könnten, so möchten sie Dir vielleicht erzählen, was nach jener schrecklichen Nacht geschehen, wann sie gestorben ist und wie! — Aber so! Die Einzige, die Dir dies Dunkel aufhellen kann, ist Ottilie. Wie schwer es Deinem Stolz auch fallen mag, Du wirst sie um Aufklärung bitten müssen und auf's Neue eine Verpflichtung auf dich laden . . . Mitten in diesen Gedanken tauchte die Neue auf: warum bist Du hierher gekommen? Freilich, es war im Grunde nichtig, eine so alltägliche Geschichte — ein zwanzigjähriger Tollkopf, der sich in ein junges Mädchen blindlings, unüberlegt verliebt, Beide von Leidenschaft bethört, die jetzt zu einander hingezogen werden, wie von überirdischer Kraft, und jetzt sich fliehen, wie feindliche Pole, bis Romeo nach Amerika flüchten muß, dort in dem Menschenocan untertaucht, und als er wieder an der Oberfläche erscheint, die Kunde von dem Tode seiner

Julia drüben in der alten Heimath vernimmt. Seit Jahren ist Reinhard niemals von diesen Erinnerungen gepeinigt worden, hier ergreifen sie ihn wieder. Was in der Wirklichkeit ein Raufsch, eine Thorheit gewesen war, nimmt allmählig sich verwandelnd das Gepräge einer Schuld an. Oder erscheint überhaupt der Leichtfinn der Jugend dem gereifteren Alter als Fehler und Sünde?

Alle diese Betrachtungen und Bedenken stiegen und sanken, blitzschnell wie die Wellen der Brandung, in Reinhard's Seele, während er das Gemach hin und her mit starkem Schritt durchmaß. Dabei fiel ihm das junge Mädchen ein, das draußen seiner wartete; es war ihm, als verweile er schon ebenso viele Stunden im Thurm, als es Minuten wären. Stand selbst die Zeit unter dem Zauber der Vergangenheit? Er machte eine ernstliche Willensanstrengung, um fortzugehen; an der Thüre kehrte er wieder um. In eifriger Hast zog er die verschiedenen Kästen des Schrankes auf — sie waren, wie er es sich hätte sagen können, leer. Nur bekehrte ihn dieser Fehlschlag seine Hoffnungen nicht; mit verdoppelter Begierde durchstöberte er jedes Fach, als müsse sein Forschen zulezt belohnt werden. Wodurch? Wenn ihn der verständige Freund Wildenhagen darnach gefragt, er hätte keine Antwort

darauf gewußt. Endlich — da ist ein Haufen Papiere, es sind Rechnungen, Wirthschaftsbücher, von einer Hand geschrieben, die er nicht kennt. Aergerlich streut er die Blätter um sich her, eins behält er in der Hand. Es ist eine halb ausgeführte Zeichnung, ein Mädchenkopf — auf grauem Papier mit rothem Stift leicht und fest hingeworfen, leicht und fest und von der Hand eines Liebenden. Ein Bittern ergreift Reinhard, er muß sich an der Lehne des alten Armstuhls festhalten. Diesen Kopf, er hat ihn gezeichnet, es ist Marie, die Jugendgeliebte. Aber je länger er ihn anblickt, je schärfer er jeden feinsten Zug des Gesichts in's Auge faßt, desto zweifelloser tritt eine Aehnlichkeit hervor — eine Aehnlichkeit! Er hat das Gefühl, als sträubten sich ihm die Haare auf dem Kopfe. Die Wehmuth, die ihn zuerst beschlich, hat einer anderen stärkeren und doch namenlosen Empfindung, in der Schmerz und Freude sich zu gleichen Theilen mischen, den Platz geräumt. — Aber warum zögern? In einer Minute kann er sich Gewißheit verschaffen, ob seine Ahnung Wahrheit oder Täuschung sei. Das Blatt hochhaltend, stürzt er aus dem Gemach, eilt die obersten Stufen der Wendeltreppe hinab und ruft mit erstickter, bebender Stimme: „Fräulein Anna! Fräulein Anna!“

Dem jungen Mädchen erklang der Ruf wie ein

Schrei um Hülfe, sie riß die Thür des Thurmes, die wieder in's Schloß gefallen war, so rasch sie konnte auf und war beinahe erstaunt, den Fremden heil und gesund auf der Wendeltreppe zu sehen. Durch die weitgeöffnete Pforte strömte die Tageshelle in das Halbdunkel des öden Raumes; Anna, wie mit einem Glorienschein von den Sonnenstrahlen umglänzt, hatte für Reinhard einen Augenblick etwas Ueberirdisches, einer Vision Aehnliches. Oder spielte ihm die Phantasie einen argen Streich? Mehr und immer mehr verwandelte sich das Mädchen am Fuß der Treppe in die Jugendgeliebte; die Augen starr auf sie gerichtet, geblendet von dem Sonnenschein, that er einen Fehltritt, die Stufe schwanfte und sich überschlagend, stürzte er hinab.

Nur einen durchdringenden Schrei vermochte Anna auszustößen, sie war rathlos, betäubt. Zu ihren Füßen lag der Fremde, die stolzen, herausfordernden Augen geschlossen, mit blutender Stirne. Was sollte sie zunächst thun? Durch den Garten nach dem Hause eilen, um Beistand zu holen? Bei dem Verunglückten bleiben? Darüber war sie schon niedergekniet und hatte sein Haupt von den Fliesen des Bodens erhoben. Mit ihrem Tuch bemühte sie sich, das Blut zu stillen; der Erfolg wollte sich nicht sogleich einstellen

und Thränen der Sorge und des Mitgeföhls strömten ihr über die erblaßten Wangen. Die heißen Tropfen, die auf sein Gesicht fielen, schienen gleichsam eine erfrischende Wirkung auf den Verwundeten zu üben. Er schlug die Augen auf, verwundert, langsam umherschauend, wie einer, der plötzlich aus dem Schlaf geweckt, sich erst allmählig wieder in seiner Umgebung zurecht findet.

„Sie leben,“ jubelte Anna auf.

„Ich empfinde wenigstens noch“, entgegnete er und tastete mit der Hand nach seiner Stirne. „Ach! Das ist Blut. Ich mache Ihnen viel Angst und Sorge, mein Kind.“

„Bleiben Sie ruhig; Sie sind von der Stiege niedergestürzt.“

„Blos von der Stiege? Da ist's noch gnädig mit mir abgelaufen. Lucifer erlitt einen tieferen Sturz. Geben Sie mir Ihren Arm, ich will versuchen, aufzustehen.“

Als er sich aufrichtete, merkte er erst, daß er doch nicht so wohlfeilen Kaufs davongekommen war; er hatte den linken Arm gebrochen. Mühsam, von Anna unterstützt, den Schmerz verbeißend, schritt er zu der Bank.

„Wollen Sie nur eine kleine Weile hier sitzen?“

bat sie in fliegender Hast. „Aber still und geduldig, ohne sich zu regen? Ich laufe nach dem Schlosse und hole die Diener; vielleicht ist der Arzt noch bei dem Fräulein.“

„Thun Sie, was Ihnen Ihr gutes Herz eingiebt. Nur keine Furcht für mich! Das ist schmerzhaft, doch ich sterbe nicht daran, ich verspreche es Ihnen bei den Geistern dieses Thurms. In all' diesem Unglück steckt ein Wunder des Glücks!“

Seine Behauptung bewährte sich für das Verständniß Anna's fast in demselben Moment, in dem sie ausgesprochen ward. Ganz in der Nähe tönten Stimmen, durch das Dickicht und die Wendung des vielverschlungenen Pfades waren ihnen die Redenden noch verborgen, doch das junge Mädchen erkannte sie

„Das ist Ottilie und Doctor Abel“, rief sie und eilte ihnen entgegen.

Es war gut, daß sie den Ausdruck in Reinhard's Antlitz nicht beobachtete; ihre schöne Freude, die Hilfe für ihn so nahe zu wissen, hätte dann wohl einen schmerzlichen Eintrag erfahren. Zu dem Zug des Leidens in seinen Mienen hatte sich der des Aergers und des Mißmuthes gesellt. „Die Wiederbegegnung beginnt nicht sehr rühmlich für mich“, murmelte er vor sich hin. „Der tapfere Kriegsheld von einer Wen-

delstreppe gefallen! Das ist lächerlich. Und wenn auch bei ihr das Mitleid überwiegt, so ist doch der Doctor da! In der Jugend bin ich glücklich seinen Mixturen und Heilmethoden entgangen; wahrlich, es lohnte sich, nach der Heimath zurückzukehren, um von ihm nach der Kunst behandelt zu werden!“

Seine bittere Laune hatte ihm indessen die Menschen diesmal zu schwarz vorgemalt. Ottilie, der Freund wie der Arzt, die auf den Ruf Anna's erschrocken herbeikamen, wetteiferten mit einander, ihm ihre Theilnahme und Sorge auszusprechen. In dem allgemeinen Eifer, ihm wohlzuthun und seine Schmerzen zu lindern, wurde jede Förmlichkeit, jedes steife Wort, welche sonst ein Wiederanknüpfen zerrissener Freundschaftsbande einzuleiten pflegen, vergessen. Als wäre er nie von ihnen getrennt gewesen und hätte stets zu ihnen gehört, ward er aufgenommen. Selbst der Doctor enthielt sich jeder spöttischen Bemerkung und widmete sich ganz der Besichtigung der Wunden. „Nicht gefährlich, aber langwierig,“ meinte er, nachdem er einen kunstgerechten Verband aus den Tüchern der Damen um die Stirne Reinhard's gelegt. Einer Rückkehr in seine Stadtwohnung, auf die Reinhard anspielte — Wildenhagen wollte gleich das Gefährt anspannen lassen, der Doctor könne mit ihnen fahren — widersetzte

sich Ottilie. Ihrem ernstern und bestimmten Ton konnte man nicht widersprechen, sie hatte dann in ihrer Stimme und Haltung ein Etwas, das sich unwillkürlich Gehorsam erzwang. Es war also entschieden, Reinhard blieb im Hause der Aldenhoven. Um ein Zimmer rasch für ihn in Stand zu setzen, wurde Anna vorausgeschickt; Wildenhagen, der von ihr Näheres über den Unfall des Freundes zu erfahren hoffte, schloß sich ihr an. Langsam, auf Ottiliens Arm gestützt, folgte Reinhard; der Doctor übte die Vorsicht, in gemessener Entfernung ihnen nachzuwandeln und zur Auffrischung seiner Lebensgeister, in Ansehung der wunderlichen Dinge, die sich aus dieser Verkettung der Zufälle ergeben würden, öfters als sonst eine Prise zu nehmen.

„Sie leiden sehr?“ fragte Ottilie, als Reinhard ein halblauter Seufzer entfuhr. „Eine kurze Geduld noch und wir sind im Hause.“

„Ich dachte nicht an die Schramme“, entgegnete er. „Und gebrochene Arme hat der gelehrte Doctor wohl zu Hunderten wieder zusammengeslickt. Ich dachte, daß ich gleich bei dem ersten Tritt auf diesen Boden wieder Ihr Gefangener bin.“

„Bekümmert es Sie? Bin ich ein so strenger Gefangenwärter?“

„Im Gegentheil! Dabei will es mir nicht einleuchten, nicht zu dieser Frist einleuchten, daß so viele . . .“

„Sechszehn Jahre! Sprechen Sie nur getrost die schreckliche Zahl aus; die Zeit hat uns älter . . .“

„Aber mich wenigstens nicht verständiger gemacht. An Ihnen, Fräulein Aldenhoven, gehen freilich die Jahre spurlos vorüber, sie haben keine Macht über dies feste Herz und über diesen Kopf von Marmor.“

„Sie werden schon die Veränderung merken, Reinhard — wenn es Ihnen nicht zu schwer fällt, nennen Sie mich Ottilie, ich bin es von Ihnen nicht anders gewohnt, und es würde mich drücken, dieser Gewohnheit entbehren zu müssen. Wer wie ich still sitzt, lebt sich nur zu leicht in enge Formen ein und verlernt sich in neue zu schicken. Ich habe mir nie vorstellen können, das Fräulein Aldenhoven einen Obersten Bauer, sondern immer nur, daß Ottilie Reinhard wiedersehen würde.“

„Wohl denn, Ottilie! Wissen Sie, was Sie mir damals in jener Abschiedsnacht sagten? — Von Klippe zu Klippe würde mich die Leidenschaft stürzen . . .“

„Und ich freue mich, daß der thörichte Ausspruch eines gereizten Mädchens, die Ruhe predigte, während sie selbst in Flammen stand, nicht in Erfüllung ge-

gangen ist. Hätten wir nur Kunde, was die Todten von uns dächten! Aber den Glauben lasse ich mir nicht nehmen, daß Ihr Vater Sie heute an seine Brust schließen und seinen Fluch in Segen verwandeln würde; Sie sind geworden, was er war, ein Mann!"

„Nein, nein! Ich bin kein Cato, wie er. Jetzt wie damals ein großer Rebell! Sie haben sich eine schwere Last mit mir aufgeladen, Ottilie, Sie werden es bereuen!"

Sie hemmte ihren Schritt und nöthigte so auch ihn, stille zu stehen. Ihre Blicke suchten sich, fanden sich und ruhten eine flüchtige Weile in einander. Ottiliens reine, und, wie er hätte ausrufen mögen, ideale Schönheit spiegelte sich gleichsam in dem Ausdruck der Bewunderung, der in seinem Gesicht lag.

„Nein, Reinhard“, sagte sie mit ihrer vollen sicheren Stimme und setzte ihren Fuß wieder vorwärts, „ich werde es nicht bereuen, Sie bei mir aufgenommen zu haben, so wenig wie ich es seiner Zeit bereut habe.“

„Sie sind großmüthig, Ottilie, und erdrücken mich mit Ihren Wohlthaten. Soll ich nicht wissen, welch' ein Opfer . . .“

Hastig unterbrach sie ihn. „Ein Opfer?“ Mit einem heiteren Lächeln suchte sie der Gefahr, die unter dem unschuldigen Worte drohte, zu begegnen. „Daß

ein alleinstehendes Mädchen, wie es bei den Gevatterinnen heißt, einen verwundeten Kriegsmann bei sich behält? Ach, ich muß Ihrer Eigenliebe sehr wehe thun, Reinhard — ja, wenn Sie noch der Erste und Einzige wären, aber ich glaube, Sie sind der Zwanzigste.“

„D“, entgegnete er, aus der Fassung gebracht, „nicht von der Gegenwart wollte ich sprechen . . .“

Ottilie legte den Zeigefinger ihrer rechten Hand auf die Lippen. Hustend und prustend näherte sich ihnen der Doctor. Vor ihnen jenseits der Rasenplätze und Blumenbeete erhob sich friedlich und einladend das Haus, um die Gesimse schwirrten die Schwalben.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Robespierre.

Geschichtlicher Roman

von

Karl Wartenburg.

2 Bände. 8°. Eleg. geh. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Wilden der Gesellschaft.

Eine Erzählung

von

Max von Schlägel.

1 Band. 8°. Eleg. geh. Preis 1 Thlr.

Krieg und Frieden.

Novellenbuch

von

Levin Schücking.

3 Bände. 8°. Eleg. geh. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Neue Romane

aus dem Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Die Türken in München.

Roman

von

Herman Schmid.

2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 2 Thlr

Concordia.

Eine deutsche Kaisergeschichte aus Bayern

von

Herman Schmid.

5 Bände. Preis 4 Thlr. 15 Ngr.

Berflossene Stunden

Novelle

von

S. Junghans.

1 Band. 8°. Elegant geheftet. Preis 22 $\frac{1}{2}$ Ngr

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Kenelm Chillingly.

Roman

von

Edward Bulwer.

Aus dem Englischen

3 Bände. Eleg. geh. Preis 5 Thlr.

Das Geschlecht der Zukunft.

Roman

von

Edward Bulwer.

Aus dem Englischen von Jenny Piorkowska.

Autorisirte Ausgabe.

1 Band. 8. Geheftet. Preis 1 Thlr.

Die Lovels auf Arden.

Roman

von

A. C. Braddon.

Aus dem Englischen von Marie Scott.

Autorisirte Ausgabe.

4 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 3 Thlr. 15 Ngr.

Americana:

p. 4, 5, 26, 43

pp. 193-237 (cont'd in II)
German-American returns
and tells his story.

Neue Romane aus dem Verlag
VON
Ernst Julius Guntther in Leipzig.

(In jeder guten Leihbibliothek zu haben.)

- Sacher-Masoch**, Russische Hofgeschichten. Erster und zweiter Band. Preis pro Band Thlr. 1. —
- Sacher-Masoch**, Kauniz. Historischer Roman. Neue Ausgabe. 2 Bände. Preis Thlr. 1. —.
- Sacher-Masoch**, Der Gmissär. Eine galizische Geschichte. Neue Ausgabe. 1 Band, Preis 10 Ngr.
- Sacher-Masoch**, Liebesgeschichten aus verschiedenen Jahrhunderten. 1 Bd. Preis Thlr. 1. 10.
- Sacher-Masoch**, Ein weiblicher Sultan. 3 Bde. Preis Thlr. 3. —.
- Sacher-Masoch**, Die Messalinen Wiens. 1 Bd. Preis Thlr. 1 15.
- Sacher-Masoch**, Gute Menschen und ihre Geschichten. Novellen. 1 Band. Preis Thlr. 1. 10 Ngr.
- Johannes Scherr**, Michel. Geschichte eines Deutschen unserer Zeit. Dritte Aufl. 4 Thle. in 2 Bden. Preis Thlr. 3.
- Johannes Scherr**, Novellenbuch Bnd. 1 bis 6. Preis pro Band von ca. 25 Bogen Thlr. 1. 15 Ngr.

Inhalt:

- Band 1 u. 2: Schiller. Kulturhistor. Novelle
- „ 3 : Kosi Zurflüh. — Brunhild. — Werther-Graubart.
- „ 4 : Die Tochter der Luft.
- „ 5 : Nemesis.
- „ 6 : Die Jesuitin. — Gottlieb Kapser. — Raphael Spruhz. — Die rothe Dame. — Alles schon dagewesen.
- Johannes Scherr**, Die Gefrenzigte. Zweite, durchgesehen und verbesserte Auflage. 1 Band. Preis Thlr. 1.